Armin

Germ. g.
26u

Die teutsche Bundesversamlung in Frankfurt a/m

Armin.

Taschenbuch für Teutsche

auf das Jahr

1821

Mit Beyträgen

von

Aman, Hocheneicher, Kayser, Kohlrausch, Mannert, Pahl, v. Schlichtegroll, Siebenkees, v. Wiebeking und Andern.

Mit Kupfern.

München

bey E. A. Fleischmann.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

m

Armin.

Taschenbuch für Teutsche auf das Jahr 1821.

Mit Beyträgen von Aman, Hocheneicher, Kayser, Kohlrausch, Mannert, Pahl, v. Schlichtegroll, Siebenkees, v. Wiebeking und Andern.

Mit Kupfern.

München.
Druck und Verlag von E. A. Fleischmann.

Seiner Königlichen Hoheit

dem

Kronprinzen

Ludwig Carl August

von Baiern

dem

großmüthigen Beschützer teutscher Kunst
und Wissenschaft

unterthänigst-gehorsamst gewidmet

1821

vom Herausgeber.

An den Leser.

Liebe für teutsches Land und Volk zu erwecken und zu nähren, ist der Zweck dieses Taschenbuches. Es soll nach und nach darstellen, was das Vaterland in Geschichte, Kunst, Volk u. s. w. Rühmliches aufzuweisen hat; Fremdes bleibe mit Recht daraus entfernt. Bey der Fluth von Taschenbüchern aller Art, die sich jährlich über Teutschland ergießt, und worunter es so manche treffliche gibt, vermißte ich doch immer noch eines für solche Leser, die weniger Geschmack an Romanen und nicht allein in Unterhaltung, sondern auch in Belehrung Genuß finden, für diese ist der Armin. Der Herausgeber fühlt es zwar recht gut, daß ein Taschenbuch dieser Art dem herrschenden Geschmacke weniger entsprechen dürfte; allein, vertrauend dem teutschen Sinne, der immer noch dem größten Theile unseres Volkes inne wohnt, hofft er dennoch, daß dieses vaterländische Taschenbuch Manchem eine nicht ganz unwillkommene Gabe seyn wird.

Unsere Geschichte, besonders die Geschichte der einzelnen Staaten Teutschlands, enthält des Großen, Herrlichen, unser Volk Ehrenden so viel, daß wir hierin keiner Nation nachstehen, ja an Tugenden alle überglänzen. Kein Volk hat sich in den Zeiten der größten Stürme so treu bewährt,

keines so reine Anhänglichkeit an seine Fürsten bewiesen, keines seine Geschichte so fleckenlos bewahrt, keines den hohen Grad von Gelehrsamkeit, vielseitiger Bildung und Aufklärung erreicht — als das unsere.

Lasset uns daher mit inniger Liebe unserem Volke, dem ersten, angehören, und ein edler Nationalstolz, die einzige Tugend, worin wir andern Völkern bisher noch nachstanden, bewahre uns, das Fremde mit reineren Gläsern zu betrachten, als das gediegene uns nahe liegende Heimische.

Wessen Brust beym erinnerungsreichen Namen Teutschland nicht stärker schlägt, wer über dem Fremden das Heimische gering zu achten gewohnt ist, wer die erhebenden Scenen aus teutscher Geschichte für zu gemein hält, den wird dieses Buch freylich weniger befriedigen. Möge es bey diesen wenigstens den Nutzen hervorbringen, daß es den Funken zur Liebe für das Vaterländische in der Brust zurückläßt und das Gemüth empfänglich macht für unser Volk und dessen Geschichte.

O das Land der alten Treue! voll Muths
Sind deine Männer, sanft und gerecht!
Rosig die Mädchen und sittsam!
Blitze Gottes die Jünglinge!

Stolberg.

München im August 1820.

Ernst August Fleischmann.

Inhalt.

	Seite
Ueber Teutschheit	1
Die Schlacht bey Woringen . . .	12
Die Dithmarsen im Kampfe für ihre Freiheit	35
Verbot französischer Waaren im teutschen Reiche im Jahre 1676	40
Walther von Plettenberg und seine Tapfern	44
Maximilian I. ritterlicher Muth . . .	47
Aus den Geschichten der Stadt Augsburg .	49
Die Einnahme der Stadt Wesel im Jahre 1629	51
Der Tag von Fehrbellin	55

Seite

Die Verjagung der Schwedischen aus Preußen im Jahre 1678 . . . 61
Französisches übermüthiges Verfahren der Reunions-Kammern bey Abreißung teutscher Reichsgebiet-Theile . . 65
Der Aufstand des armen Konrad im Jahre 1514 67
Kaiser Karl VII. in Frankfurt . . 101
Joh. Ludwig v. Eggs rettet Rheinfelden gegen die Franzosen 103
Scenen aus dem schmalkaldischen Kriege . 104
Die Bauern im Sundgau . . . 112
Die St. Christophs-Gesellschaft . . 114
Genealogische Fehlgriffe 115
Der französisch gesinnte Herzog Christian von Mecklenburg-Schwerin und Dr. Wiedemann 124
Die Uebergabe von Breisach an die Schweden 1733 und Bernhards von Weimar Menschlichkeit 126
Ein Sergeant von Hohentwiel nimmt die kleine Bergfeste Wildenstein . . . 128
Teutsche Zurückweisung französ. Ungebühr 130

Seite

Max I. vor Kufstein und Hans Pinzenauer 131
Das Kloster Lorsch 134
Das Köpefahren 138
Gustav Adolphs scharfe Anrede an die Offiziere der teutschen Truppen . . 139
Der früheste teutsche Bergsegen . . 143
Hans Warsch, der entschlossene Schafhirt zu Oggersheim 144
Moritz v. Sachsen und Sebast. Ribisch . 145
Herzog Christian v. Mecklenburg = Schwerin denkwürdige Worte in seinem letzten Willen 146
Der Orden der Sclavinnen der Tugend . 149
Kurfürsten Moriz v. Sachsen kluges Benehmen, ehe er 1552 Karl V. angriff . 150
Die Seuche in Wien im Jahre 1679 und Graf Schwarzenberg 155
Der Mäusethurm bey Bingen . . . 157
Anekdoten 161
Blicke ins Mittelalter 166
Die Feyer des Jahrstages der Leipziger Schlacht zu Aachen im Jahre 1818 . 177

	Seite
Der Dom zu Regensburg	186
Sebastian Schärtlin	203
Aus Georg v. Frundsberg's Leben . .	228
Erinnerungen an Friedr. Heinrich Jacobi .	242
Das Rott= und Vilsthal in Baiern und seine Bewohner	259

Erklärung der Kupfer.

I.

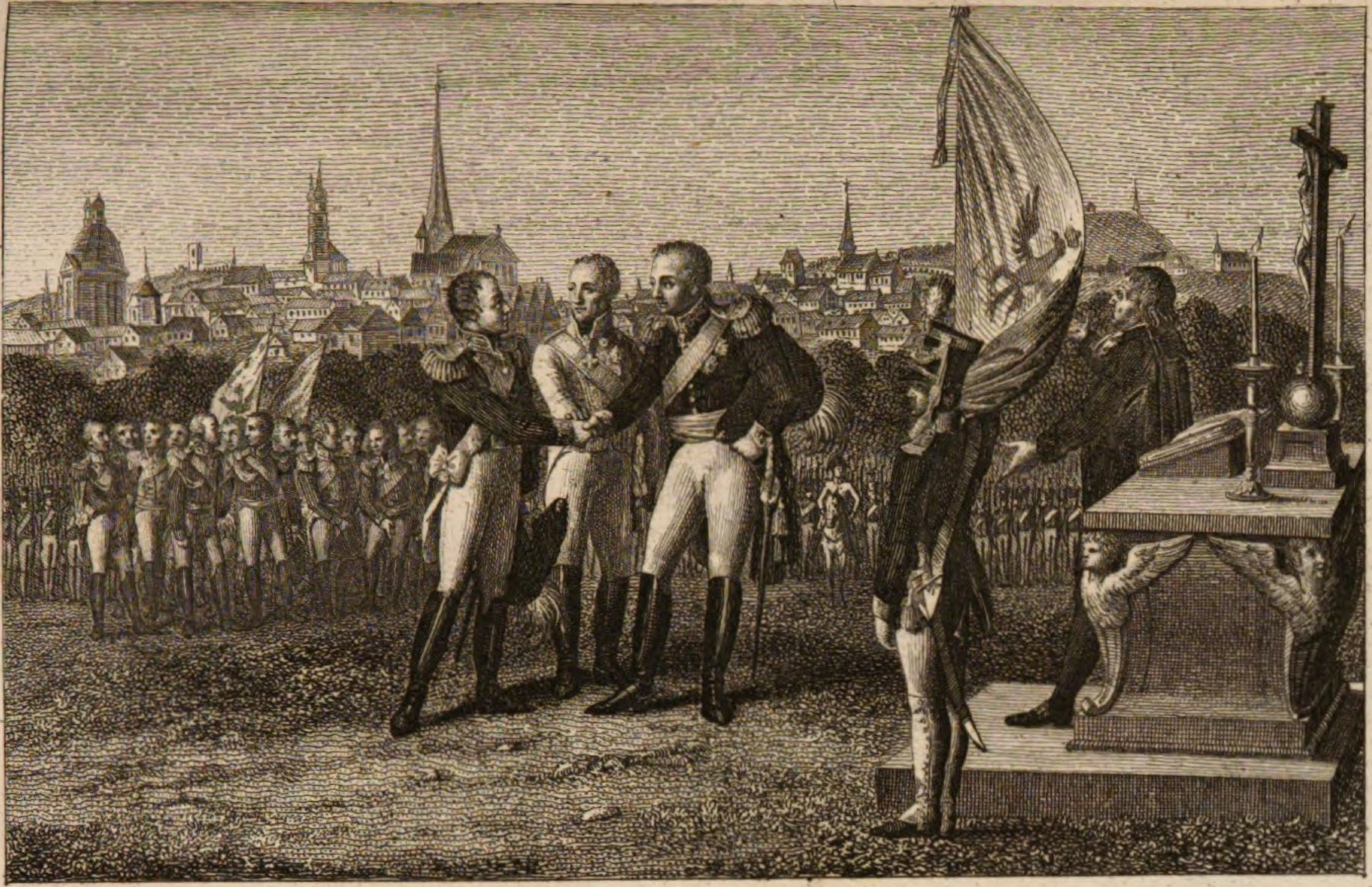
Ansicht der teutschen Bundesversammlung zu Frankfurt am Main. Siehe Titelkupfer.

Was wäre geeigneter, den Titel dieses vaterländischen Taschenbuches zu zieren, als eine Ansicht jener hohen Versammlung, auf welche wir vertrauensvoll unsere Blicke richten, und in deren Hände Teutschlands Hoffnungen und Wünsche niedergelegt sind? Der Künstler hat die Zeichnung mit Erlaubniß Sr. Excellenz des Herrn Präsidial-Gesandten an Ort und Stelle treu aufgenommen.

II.

Die Feyer des Jahrestages der Leipziger Schlacht zu Aachen 1818.

Siehe Seite 177.



Feyerlichkeit zu Aachen im Jahre 1818

III.

Der Dom zu Regensburg. S. Seite 186.

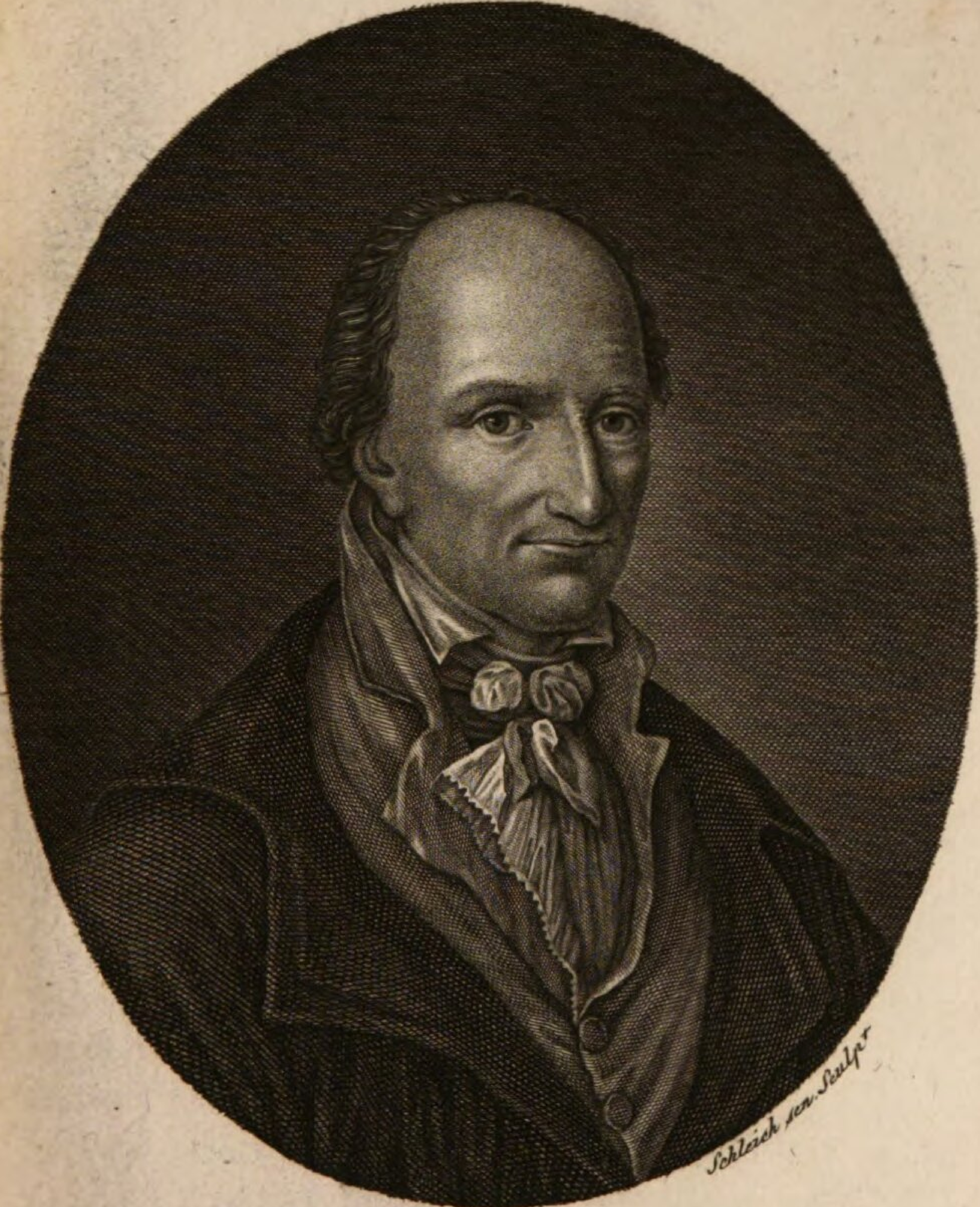
Wilhelm Rehlen ad Natur: del.

gestochen von Joh. Bapt. Seitz in München

Der Dom zu Regensburg.

IV.

Erinnerungen an Friedrich Heinrich Jacobi. S. Seite 244.



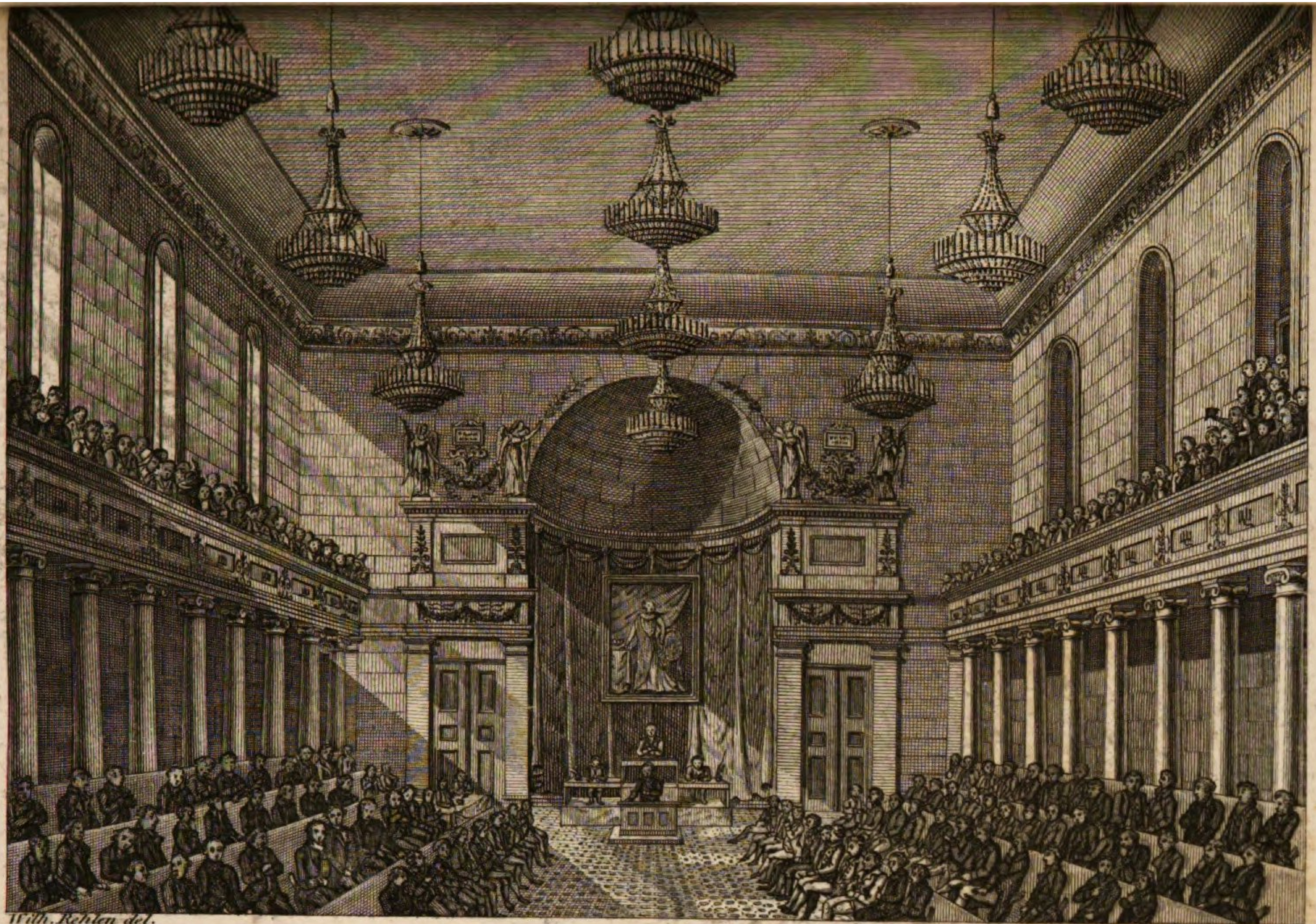
FRIEDR. HEINR. JACOBI

V.

Ansicht der baierischen Stände-Versammlung in München. Kammer der Abgeordneten

Der Antheil, den ganz Teutschland an den Verhandlungen der baierischen Stände nahm, gab uns Veranlassung, dem teutschen Publikum eine bildliche Darstellung dieser Versammlung, Kammer der Abgeordneten, zu liefern. Rechts und links sitzen die Abgeordneten auf ihren Plätzen, die gegen die Säulen zu sich allmählig erhöhen. Unter dem Bilde des Königes nimmt der erste Präsident der Versammlung seinen Sitz ein, ihm zur Seite rechts der erste und links der zweyte Sekretär. Vor dem Präsidenten ist die Rednerbühne angebracht. Die Gallerieen rechts und links sind mit Zuhörern angefüllt. Von der Decke dieses geschmackvoll verzierten Saales hängen 15 Kronleuchter herab, die bey nächtlichen Sitzungen Tageshelle verbreiten.

Der Umschlag ist Steindruck und liefert auf der Vorderseite eine alte Rüstung, auf der Rückseite aber die Ansicht des Sanct Martinsthurmes zu Landshut in Baiern, einem der höchsten Teutschlands.



Wilh. Rehlen del. Joh. Bapt. Seitz sculp.

Die Stände-Versammlung des Königreichs Baiern. Kammer der Abgeordneten.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Ueber Teutschheit.

Es hat sich seit jenen denkwürdigen Tagen von Leipzig, durch welche unsres Volkes Unabhängigkeit gerettet worden, eine hohe Begeisterung Einzelner für ein gemeinsames Vaterland auf mannigfache Weise ausgesprochen; es hat sich aber auch zugleich ein eitles Spiel mit dem Teutschthum gezeigt, und ist getrieben worden in allerley Schriften und Reden, ausgedehnt worden selbst auf die Haarbedeckung und den Zuschnitt des Rockes. So wie die wahre Begeisterung dauernd ist, weil sie nur aus der überschwenglichen Kraft des Gedankens über den Menschen entsteht, also alles Irdische auf ein Höheres bezieht, so ist auch die erwachte Liebe für unser Land und Volk in den Beßern kein bloßer Ausbruch eines für den Augenblick aufgereizten Gefühls, sondern sie wird bleiben und übergehen in Thaten, indessen jener Eifer, der sich nur im Aeußerlichen und in zufälligen Dingen kund geben will, erkaltet und schnell eine neue Richtung nimmt,

um wieder einer andern sich zuzuwenden, nicht wie es uns, den siegreichen, gediegenen Teutschen, sondern dem besiegten, leichtbeweglichen, vielgestaltigen Franzmann angemessen ist. So mag denn diese Stimmung und was in ihrem Gefolge ist, verschwinden, aber treu bewahren lasset uns, was große Gemüther für das Vaterland auf das Neue mit heiliger Gluth und unendlicher Liebe erfüllet hat, damit dieses unser Volk nicht mehr eines Schlachtfeldes, sondern nur friedlicher Tugenden bedarf, um das erste zu bleiben. Darum lasset uns mit der Innigkeit und Tiefe des Gefühles, mit der wir unsern mütterlichen Boden umfassen, auch Klarheit und Stärke des Gedankens verbinden, damit wir ein festes, sichres Ziel im Auge behalten und von demselben ab nicht auf Irrwege gerathen. Lasset uns zu dem Ende gründlich untersuchen, welches denn die wahre Bedeutung der Teutschheit sey, und was es heiße: ein Teutscher seyn.

Vor Allem ist nothwendig, daß wir einen Blick rückwärts auf die Anfänge unsers Volkslebens werfen, daß wir auf die Grundzüge unsers Volksstammes, wie sie in der Geschichte gezeichnet sind, Acht haben. Es sind die alten Tage die Lehre für spätere.

Drey Dinge sind, die wir aus der Vergangenheit mit Stolz hier nennen dürfen, durch sie

unsre Altvordern scharf zu bezeichnen: in öffentlichen Dingen unbesiegliche Liebe der Freiheit, im häuslichen Leben Zucht und Stillesein, in Angriff und Vertheidigung hoher Muth. Es beruhet auf diesen drey Dingen der Völker Größe: wie das unsre durch sie glänzte, lasset uns näher erwägen.

Der unbesieglichen Liebe der Freiheit verdanken wir, daß wir Teutsche nicht einen Herrn, dann bey vielen Herren und Obrigkeiten Gesetze haben, welchen auch diese unterliegen. Die Vielgliedrigkeit Teutschlands hat Eines Willkühr nicht aufkommen lassen; mehr als ein Kaiser hat sie geltend machen wollen, ohne daß ihm sein Anschlag gelungen. So sieht man denn schon in den frühen Zeiten unsers Volkes Einen angesehen vor allen Gewaltigen und Herren, aber zu Rathe sitzen mit den Fürsten und Ständen, diese in Person auf Reichstagen und Reichshöfen das Gemeinwohl erwägen und so wie das Oberhaupt gebunden ist, so den Reichsstand wieder in seinem Umkreise beschränkt. Neben fürstlicher Gewalt und ritterlichem Wesen blühet ein Bürgerstand auf, der im friedlichen Gewerbfleiße Reichthümer sammelt, im Gefühle des Wohlstandes die Unabhängigkeit, die seine Thätigkeit errungen, durch freie Verfassungen sichert und selbst durch die Wehre beschirmt. Alle genossenschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse durchdringt und belebt der Anhauch des

Religion. Selbst Mißbräuche kirchlicher Häupter werden Zügel übergreifender weltlicher Macht. So stehen die Teutschen schon in hoher Eigenthümlichkeit da, als die Entdeckung von Amerika, die Erfindung der Buchdruckerkunst, die Auflösung des griechischen Kaiserthums, die Umschiffung von Afrika, die Ausbildung eines Staaten-Zusammenhanges und neuer völkerrechtlicher Grundsätze durch die Absichten Spaniens und Frankreichs auf Italien, auch Teutschland im Innern umgestalten. Seitdem wird des Kaisers Ansehen geringer, indessen jenes der Fürsten steigt, ohne daß diesen Eigenwille gestattet wird; die Einsichten, welche schon lange die freien Communen glücklich gemacht, gehen in die Verwaltung und Regierung der Länder über, der unabhängige Bürgerstand verliert an Wohlstand und Freiheit, aber der Herren Vortheil mildert die Fesseln des Ackerbaues; eine neue Geldwirthschaft verändert jetzt alle Beziehungen des Unterthans und Bürgers, und eine neue Kriegskunst macht die Unterjochung leichter. Jetzt, am großen Scheidepunkt alter und neuer Bildung, tritt eine Erscheinung ein, welche für die neue Bildung entscheidend wird: die Reformation stützt diese auf die Herrschaft des Gedankens und wird dadurch die feste Begründerin jener Freiheit, die schon die Altvordern als höchstes Gut anerkannt hatten. Seit jener Reformation erhoben sich die

Teutschen, christevangelische sowohl als katholische, zu dem geistigen Volke, welches durch alle Länder und Nationen des Erdballs hindurch in allen Theilen menschlicher Erkenntniß, schöner Kunst und mechanischer Fertigkeit Lehrer geworden ist. Nicht aber hätten sie dieses werden können, hätte das Geboth eines Einigen jene ursprüngliche, ja eingeborne Freiheitsliebe schwächen oder gar austilgen können. Die Vielspaltigkeit Germaniens, diese Mischungen von Verfassungen, die gegenseitige Eifersucht unter den Reichsständen, die zahlreichen Residenzen, die hohen Bildungs-Anstalten, in den einzelnen Ländern von verschiedenem Geiste durchdrungen und dadurch zum Wettkampfe ermuntert, diese Vielspaltigkeit und die unzähligen Wirkungen derselben haben unser Teutschland gegen den Despotismus geschirmt.

Sehen wir nun auf die Lehre der Geschichte, so spricht sie aus, daß zur Teutschheit gehöre die unbesiegliche Liebe der Freiheit, durch die unsre Altvordern gegen den bloßen Einzelwillen eines blinden Gebieters angestrebt, fortdauernd zu nähren. Sie hat jenen Verfassungen Daseyn gegeben, die, in ihren Grundbestandtheilen noch dieselben, in sich bloß das aufgenommen haben, was sie dem Anspruche des Gedankens schuldig waren. Da in diesen Verfassungen die Verbürgung unsrer Freiheit liegt, so laßt uns um der letztern willen

ein Jeder diejenige, unter welcher er lebt, lieben; nicht also fordern, daß Allen dasselbe Gepräge aufgedrückt werde, worein Viele die Teutschheit setzen, sondern uns auch des Besondern erfreuen, welches der Zeit und dem Oertlichen angemessen ist. Es waren die Hellenen ein gemeinschaftliches Volk, und dennoch vielfach getrennt. Als gemeinschaftlich erkannten sie sich in ihrer Sprache, in ihren heiligen Gebräuchen, in den öffentlichen Spielen, in den feyerlichen Zusammenkünften, in allgemeinen Berathungen, aber jede Stadt mit ihrem Gebiete wahrte ihre Verfassung, in dieser ihre Freiheit und ihr Einzelleben, selbst bis zum Kampfe gegen den Stammesgenossen. So lasset einträchtig uns erfreuen, Einem Volke durch die geistigste Sprache nach jener der Hellenen anzugehören, und wo es unsre Selbstständigkeit gilt, da stehe Einer für Alle, und Alle stehen für Einen; aber unsre freie Bildung bleibe uns ungekränkt auf heimischem Boden nach besonderer Art und Weise. Durch die Wissenschaft und die Gedanken sind wir Alle verbunden, und Alle ergötzt die Anschauung der Kunst, bey empfänglichem Sinn, auf gleiche Weise; aber das einzelne Leben empfängt und gibt Gesetze, die ihm insbesondere zusagen, und die sein Bedürfniß heischt. Darum lösche man in dem teutschen Volks stamme das Eigenthümliche der Zweige desselben nicht aus. Es sam=

meln sich freie Bürger um ihre Fürsten und Magistrate; der Baier fühle sich als Baier, der Sachse als Sachse, der Oesterreicher als Oesterreicher, der Preuße als Preuße. In dieser Anhänglichkeit, die von Jugend auf in Allen befestigt werden soll, liegt die Zuversicht, daß Jeder seinen Heerd lieb behält und weniger vom Mittelpunkte entfernt, von diesem aus jede Einwirkung leichter empfängt und schneller zurückgibt, ohne in den gemeinsamen Dingen, welche auch seine Kraft ansprechen, dahinten zu bleiben. Denn um so inniger irgend Menschen die Umgebungen ihrer Jugend und des reifern Alters lieben, um so kräftiger werden sie überzeugt seyn, daß Einigung Stärke verleiht, Zwiespalt schwächt, und wenn es das Höchste, die allgemeine Freiheit gilt, Keiner sich dem Andern versagen darf.

Das zweyte, was unsre Altvordern schmückte, war im häuslichen Leben Zucht und Stilleseyn. Alle öffentliche Tugend beruht auf der häuslichen, als ihrer Wurzel. Aus ehelicher Liebe, kindlicher Scheu und Treue entspringt alles Große. Zahlreiche Söhne und Töchter sind eine Perlenschnur in den Blüthenkranz der Ehe geflochten. Als solche erkannten sie unsre Altvordern. Oft blieb mein Auge an den Grabmälern der Vergangenheit geheftet, auf denen bethend über die Hingegangenen in altvaterländischer Tracht die Lieben knieen und,

indem sie die Ehre den Todten darbringen, durch die Hoffnung vielgestaltigen Lebens den Schmerz irdischen Verwelkens auslöschen. Den Reiz des Familienlebens, wie er über der Vorzeit so eigenthümlich verbreitet ist, verdankte man vorzüglich der holden Weiblichkeit, die an dem Ritterthum und an der reichen Kunstanschauung in den freien Communen erblühte. Die Antlitze unserer Frauen aus der frühen Zeit sind eine himmlische Verschmelzung von stiller, ehrbarer Beschränkung, frommer Erhebung, gläubiger Hingabe. Dieses Eigenthümliche hat die mehr allgemeine Bildung ausgelöscht; aber noch besteht unter der Mehrzahl der Teutschen Sinn für schöne Häuslichkeit. Darauf lasset uns ferner beharren, Alles zu seyn im nächsten Kreise, was wir durch uns selbst in diesem werden können. Wenn Jeder zu sich heraufhebt und bildet, was ihn unmittelbar umgibt: dann ist das Ganze wohl berathen; denn worauf fußet denn sein Wohl, als auf dem Wohle aller einzelnen Glieder? Nur ein oberflächlicher Zeitsinn könnte es wagen, das Stillleben des Hauses zu verschmähen und um sich selbst zu entschuldigen, daß er, flatternd und tändelnd, an keinem nahen Gegenstande festzuhalten verstehe, vorzugeben, es beschränke den Weltbürgersinn; wer wäre wohl aber ein guter Weltbürger, wenn er vorerst verlernt hätte, ein würdiges Hausglied zu seyn? Weit entfernt, daß

wir im kleinen Kreise verzärtelt werden, erwächst in ihm Helden-Sinn. Welcher Vater, der es ganz ist, wird nicht einen Streich, gegen sein Kind schuldlos gerichtet, auch wenn er tödtlich ist, lieber auffangen, als das Geliebte Preis geben; welche Mutter nicht lieber sich dem Bisse eines wüthenden Thieres, das sie von ihrem Gebornen nicht mehr abwenden kann, bloß geben, als ihr Theuerstes hinopfern? Das, das aber ist Heldengeist: Hingabe in Liebe und aus Liebe für ein Andres bis zum Tode. Dahermacht das eheliche Leben nicht Feige, sondern heldenmüthige Bürger. Wer nicht für sein Kind sterben kann, kann auch für kein Vaterland verbluten. Zur ächten Teutschheit gehört daher Familiengeist, frommhäusliches Leben. Dieß Leben zeigt uns die Geschichte als Schmuck unsrer Altvordern; darum auch in Angriff und Vertheidigung hohen Muth. Als der erste christliche Heros stehet da Carl der Große. Der Ueberwinder an den Pyrenäen, in Italien, tief im jetzigen Hungarn, hin an die nördliche Eyder, war ein germanischer Hausvater. Es weiß jeder Mann, daß er nur dann geachtet werden kann, wenn er mit zarter Neigung für die Seinigen Hochherzigkeit in allen Gefahren zeigt. Diese haben unsre Voreltern also bewährt, daß Mann und Waffe ein Begriff waren. Wehrlos seyn, das Pferd nicht besteigen dürfen, galt frühe

als schimpflich; Freiheit und Waffenrecht waren unzertrennlich. Hiedurch wuchsen die Teutschen empor; es waren immer rüstige Arme bereit, nicht für Sold, — für Ehre, Vaterland, Unabhängigkeit. Die Anfänge unserer Verfassungen kannten nicht Soldaten; das Volk führte Krieg, in ihm nährte es seinen Freiheitssinn; Abgaben und Steuern kannte es nicht. Nach des Heerbanns Zerfall spaltet das Lehenwesen verderblich; es war eigennützig in seiner Grundanlage, daher mit ihm Herrschaft und Unterjochung im Gefolge. Doch konnte es den allgemeinen Geist nicht unterdrücken; die Religion brachte die schöne Blume des Ritterthums zur vollen Entfaltung; ohne die romantische Neigung des Zeitalters wäre Teutschland durch das Lehenwesen zerfallen. Ritterlicher Sinn ging auch, nach Zerstörung alter Formen, über auf die neuere Zeit; nicht mehr auf eine Zunft eingeschränkt, die im Geiste des Mittelalters ihre Meister, Gesellen und Jungen hatte, so wie die hohen Schulen und Alles strenge sich abgegrenzt, wehte sein Athem fort, bis auf diese Tage, wo er wieder erwachte. Doch wäre jener bald erstickt worden, als der Bürger nichts mehr, der stehende Söldner Alles war. Es bedarf die neue, vielfach verwickelte Kriegskunst, und die Sicherheit, daß die Entwickelung bürgerlicher Betriebsamkeit nicht gelähmt werde, des stehenden Kriegers; aber Völ=

ker, die diesem ganz vertrauen, auf das heilige Recht der Selbstvertheidigung verzichten, sind, knechtischen Sinnes, unwerth, frei zu seyn. Lasset uns daher in diesen Tagen höherer Gesittung nicht mehr die früheren des Heerbannes zurückwünschen, lasset uns aber auch nicht die Wage, die Elle, den Hammer, das Richtscheid lieber haben, als unsere Freiheit, sondern strenge gehorsam gegen Fürst und Obrigkeit nach dem Gesetze, diese unsre Freiheit, gleich den Altvordern, über Alles, das reichste Leben ohne sie innerlich geringschätzig halten; im Hause keine Pflicht versäumen, Liebe nehmen und geben als Seligkeit betrachten, den Arm den Geschäften widmen, die wir der friedlichen Gesellschaft schuldig sind, mit ihm aber auch freudig das Schwert ergreifen und muthvoll führen, wenn es des Heerdes Behauptung, des Vaterlandes Ruhm und Selbstständigkeit gilt. Dann haben wir uns des teutschen Namens werth erhalten.

Die Schlacht bey Woringen,

im Jahre 1288.

Aus dem Ende des dreyzehnten Jahrhunderts, einer in vieler Hinsicht höchst merkwürdigen Zeit, heben wir eine Begebenheit heraus, welche nicht nur an sich, als eigenthümliche Erscheinung dieser Zeit, sondern auch durch manche einzelne Beziehungen von entschiedener Wichtigkeit ist; wir meinen die Fehde wegen der Limburgischen Erbschaft, nach dem Tode Herzog Walram III., im J. 1282. Es ist kaum eine Fehde des Mittelalters, die mit so zahlreichen Streitkräften, solcher Anstrengung und solcher Erbitterung geführt wäre. In diesem Streite stehen fast alle Völkerschaften des Niederrheins gegen einander; die merkwürdigsten Männer dieser Gegenden treten handelnd auf, und in der entscheidenden Schlacht kämpft und fällt der Vater eines teutschen Kaisers, und ein anderer nachheriger Kaiser selbst streitet tapfer, aber unglücklich, mit. Fast alle die Helden, die in ihr

kämpfen, erliegen einem unglücklichen Schicksale, entweder in der Schlacht selbst oder im spätern Laufe ihres Lebens.

Herzog Walram von Limburg starb ohne Erben. Seine Tochter Irmengard war an den Grafen Reinold von Geldern vermählt; dieser nahm daher gleich nach des Vaters Tode in ihrem Namen Besitz von Limburg. Allein Irmengard starb gleichfalls noch in demselben Jahre ohne Kinder, und nun erhob der nächste Agnat des ausgestorbenen Hauses, Graf Adolph VII. von Berg, seine Ansprüche auf das Land. Adolph war der Neffe des verstorbenen Walram; sein Großvater Heinrich hatte Berg und Limburg zusammen besessen, beyde Länder aber wieder getrennt, und ersteres seinem ältesten Sohne, Adolph VI., Limburg aber dem jüngeren, Walram, hinterlassen. So fiel, nach wohlbegründetem Rechte, das Limburgische Land dem Bergischen Stamme wieder anheim. Allein Reinold war nicht gewillt, das Land, welches er schon inne hatte, wieder herauszugeben; zudem hatte er einen günstigen Ausspruch Kaiser Rudolphs von Habsburg, unter dessen Regierung dieser Erbstreit fällt, für sich. Es war also Waffengewalt nöthig, wenn Adolph sein Recht durchführen wollte, und da er sich allein gegen Reinold und seine Bundesgenossen zu schwach fühlte, trat er lieber seinen Anspruch gegen eine

bedeutende Geldsumme an einen Mächtigern ab. Kein Fürst war, dem das Limburger Land so vortheilhaft lag, keiner, der durch Tapferkeit und Macht es sicherer behaupten konnte, als Johann der Siegreiche, Herzog von Brabant. Ihm verkaufte Adolph dasselbe um 23000 Mark.

Johann war einer der ausgezeichnetsten Fürsten seiner Zeit. Durch seine großen Eigenschaften und durch rastlose Thätigkeit hatte er sich in und außer seinem Lande einen herrlichen Namen bereitet. Die Annalisten Brabants sind seines Ruhmes voll. „Trefflich und großherzig, gleich einem Löwen, war er,“ sagt Haräus; „sein Herz schlug ihm, wenn er von einem Kriege hörte, an welchem Antheil zu nehmen die Ehre gebot. Wenn er zürnte, war er furchtbar anzuschauen, aber sein Zorn hatte nicht lange Gewalt über ihn. Er war ein freigebiger Herr gegen alle, die ihm dienten, und versprach nie, was er nicht hielt. Kurz, seine Sitten, wie seine Thaten, zeigten, daß er ein würdiger Sproß Karls des Großen war. — Durch sein großes Ansehn verschaffte er dem Handel seiner Länder bedeutende Vortheile. Nicht nur konnten fremde Kaufleute sein Land, sondern auch die seinigen fremde Länder sicher durchziehen, weil man seinen Namen ehrte und fürchtete“ u. s. w.

Sein Gegner wegen Limburg, Graf Reinold von Geldern, war ihm weder an persön-

licher Bedeutung, noch an Kräften gleich; aber er hatte einen mächtigen und sehr thätigen Helfer an dem Erzbischof Siegfried von Köln gefunden, und diese beyden, Johann und Siegfried, müssen eigentlich als die Hauptanführer des ganzen Streites angesehen werden. Dieser Siegfried, aus dem Hause Westerburg, war ein kühner und unternehmender Mann. Entschlossen, heftig, durchfahrend, nach Macht begierig, liebte er den Krieg und scheute die Anstrengung des Feldlagers nicht. Seine Lebensbeschreiber rühmen von ihm, daß er Hitze und Kälte gleich gut zu ertragen vermogt habe. — Er war ein erbitterter Feind Adolphs von Berg, außer manchen andern Gründen schon deshalb, weil dessen Bruder Konrad mit auf der Wahl zum Erzbisthum gewesen und durch Adolph mit den Waffen unterstützt war, bis Siegfried, durch des Papstes Gunst und der Geistlichen Anhang, die Oberhand behielt. Wer Adolph günstig war, war dem Erzbischof verhaßt; schon aus diesem Grunde hielt er es mit Reinold von Geldern gegen Brabant.

Auf ihrer Seite hatten sie ferner noch den Grafen Heinrich von Luxenburg mit seinen beyden Brüdern; den Grafen Heinrich v. Westerburg, des Erzbischofs Bruder; den Grafen Adolph von Nassau (nachmals Kaiser), der, wenn auch gering an Macht, doch bedeutend we-

gen seiner persönlichen Tapferkeit war; Walram von Falkenburg, ebenfalls einen der tapfersten Ritter seiner Zeit, und viele andere Edle und Herren.

Im Brabantischen Bündnisse dagegen waren, außer Adolph von Berg, welcher eine nicht unbedeutende Stelle unter seinen Zeitgenossen einnimmt, Graf Eberhard III. von der Mark, nicht minder ausgezeichnet. Schon als Jüngling nahm er Aller Herzen durch seine Freundlichkeit, Heiterkeit und Schönheit ein. Der Kaiser Rudolph zog ihn an sein Hoflager und hielt ihn so werth, daß es in seinem Gefolge hieß, Rudolph könne nicht traurig seyn, wenn er den Jüngling um sich habe. Von der Seite des Kaisers wurde er nicht lange vor dieser Zeit, 1277, durch die plötzliche Bothschaft abgerufen, sein Vater Engelbert sey durch den schändlichen Ueberfall eines Raubritters auf der Reise schwer verwundet, gefangen und im Gefängniß gestorben; er eilte in sein Erbland, und die erste Handlung seiner Regierung mußte die Rache jener Schandthat seyn. Und kriegerisch, wie sie angefangen, war seine Regierung auch bis an ihr Ende; doch war Eberhard ein sorgsamer, thätiger Herr für sein Land; und trotz den unablässigen Fehden blühte dasselbe so durch Handel und Gewerbe, daß seine Städte in der Geschichte des Hansebundes nicht unwichtig erscheinen, und daß man in ihnen, den

alten Angaben zufolge, allein an 40,000 Weber zählte. — An dem Limburgischen Kriege nahm Eberhard wegen eines früheren Bündnisses Theil, welches sein Vater Engelbert mit Berg, Jülich und andern Nachbarn gegen die Anmaßungen des Erzbischofs Siegfried geschlossen hatte.

Auch die Grafen Walram von Jülich, Simon von Teklenburg, Otto von Waldeck, Arnold von Los, Robert von Virnaburg, die Herren von Reifferscheidt und von Windeck, und aus den Niederlanden ebenfalls viele Grafen und Herren, stritten für Johann von Brabant. So auch freuten sich die Bürger von Köln des drohenden Ungewitters, welches sich gegen ihren Erzbischof erhob. Schon seit längerer Zeit war erbitterter Streit zwischen ihnen und den Inhabern des bischöflichen Sitzes. Nach besondern Ursachen dürfen wir nicht suchen; überall war das Streben der geistlichen Macht, ihren weltlichen Besitz so weit wie möglich auszudehnen und der unumschränkten Herrschaft Meister zu werden, im Kampfe mit dem kühn aufstrebenden Muthe der großen, reichen, durch Handel blühenden Städte, welche unmittelbare Reichsfreyheit suchten und größtentheils erlangten. Siegfrieds Vorgänger, so wie er selbst, strebten unabläßig, bald durch List, bald durch Gewalt, die reiche Stadt sich gänzlich zu unterwerfen, und in kräftiger Wachsamkeit wahrten dage-

gen die muthigen Bürger ihre Mauern und Thore, und die Rechte freier Männer innerhalb derselben.

So hatten sich die Partheyen gegen einander gebildet, während man noch durch Verhandlungen einen Vergleich zu stiften versuchte. Herzog Johann war einige Zeit aus seinem Erblande entfernt gewesen, — wie er denn öfters zu der Theilnahme an größern Unternehmungen anderer Mächte aufgefordert wurde; — dießmal hatte er König Philipp III. von Frankreich, 1285, auf seinem Zuge nach Spanien, gegen Peter von Arragonien begleitet, kehrte indeß, nach Philipps Tode, bald wieder zurück. Es sollte noch einmal der Versuch einer gütlichen Uebereinkunft wegen Limburg gemacht werden, und deshalb verabredete man, im Anfange des Jahres 1288, eine Zusammenkunft zu Mastricht. Allein Reinold erschien nicht, und der Herzog erfuhr, daß die Verbündeten auf der Falkenburg Rath hielten, und daß sein Gegner seine Ansprüche auf Limburg dem Grafen Heinrich von Luxenburg verkauft habe. Rasch brach er mit 1500 Reitern auf, die Feinde zu überfallen und wo möglich zu fangen; sie aber, zeitig gewarnt, entfernten sich, ein Jeder in seine Heimath. Johann verfolgte den Erzbischof bis an den Rhein, freute sich, die Ufer dieses Stromes erreicht zu haben, ließ, wie die Annalisten erzählen, sein Pferd aus den Wellen desselben trinken, wandte sich dann ge-

gen Bonn, wohin der Erzbischof seine Zuflucht genommen hatte, verbrannte die Vorstädte, verheerte des Bischofs Weinberge und ließ, gleich als wenn er zur Lust an den Rhein gekommen wäre, aus Bonfort, in Brabant, seine Jagdhunde herbeykommen. Der Bischof, welcher die Jagd, gleich dem Kriege, sehr liebte, hatte schöne Jagdgehege bey dem Schlosse Brühl angelegt; der Herzog ergötzte sich in ihnen mit seinem Gefolge, dann erbrach er die Gehege, ließ das Wild in die Felder entlaufen und nun machte sein Heer jubelnd Jagd auf die Thiere und erlegte viele zum willkommnen Mahle.

Aber die Bürger von Köln wünschten die Gegenwart des Herzogs für einen ernsthaftern Zweck zu benutzen. Zu ihrem Verdruß und Schaden hatte der Erzbischof das Schloß zu Woringen, einem Flecken in ihrer Nähe, mit einer Besatzung versehen, die, mit seinem Wissen und Willen, wie sie behaupteten, die schändlichsten Räubereyen an ihren vorbeyziehenden Kaufleuten übte. Sie baten den Herzog, zur Eröffnung eines freien Handelsweges, die verhaßte Burg zu zerstören. Johann, der indeß eilig seine Bundesgenossen gesammelt und Verstärkung aus Brabant an sich gezogen hatte, zog vor Woringen und begann die Belagerung. Sein Heer war nicht zahlreich, und der Erzbischof, sich freuend, den Gegner in dieser Verfassung,

fern von der Heimath, auf seinem Gebiete zu treffen, entbot schleunigst alle seine Bundesgenossen mit folgendem Gleichniß, wie erzählt wird: „Ein ungeheurer Wallfisch, wie ihn diese Gegenden noch nicht gesehen, sey an das diesseitige Ufer der Maas ausgeworfen und zappele in den Gefilden bey Woringen; wenn sie schnell wären, könnten sie ihn fangen.“ Und als sie nun herbeykamen, sagte er ihnen: „Der Wallfisch, zu dessen Fang ihr eingeladen seyd, ist der Brabanter; in seiner Verwegenheit ist er hierhergekommen, nicht mit einem Heere, sondern mit einem zusammengerafften Haufen, und berennt das Schloß von Woringen. Der erste Adel Brabants ist mit ihm, dazu die reiche Beute, die sie aus meinem Lande mit sich schleppen. Dieß Alles soll binnen zwey Tagen in eurer Gewalt seyn; denn der Räuberhaufen wird unsern ersten Angriff nicht aushalten, und ihr habt nur für das Eine zu sorgen, daß Keiner unsern Händen entwische.“ Nachdem er so gesprochen, belegte er den Herzog mit seinem ganzen Heere feyerlich mit dem Banne und brach auf. Zwar riethen einige, den langsamern aber sicherern Weg vorziehend, lieber eine Stellung anzunehmen, wo man dem Feinde die Zufuhr abschnitte und ihn dadurch zum Rückzuge zwänge; allein der Eifer der Uebrigen ließ es nicht zu, und so zog man sofort, es war an einem Samstag, St. Bonifacii-Tag, den 5. Jun.

1288, gegen den Herzog, dieser, der durch ausgeschickte Reiter den Zug und die Menge der Feinde erfahren, voll Kampflust ihnen entgegen. Als man einander im Gesichte hatte, in der Gegend bey Brauweiler, wurden die Schaaren geordnet.

Der Erzbischof stellte in die Mitte seiner Schlachtordnung, die er selbst anführte, seine westphälischen Lanzenknechte (aus dem Herzogthum Westphalen), ein Geschlecht, sagen die Urkunden, fest und tapfer in geschlossenem Kampfe zu Fuß. Den einen Flügel hatte der Geldrische Graf und der Falkenburger, den andern die Luxenburgischen Grafen mit ihren Schaaren. Die Stärke seines ganzen Heerhaufens wird sehr verschieden angegeben; in jedem Falle war er für die damalige Kriegsweise außerordentlich groß. Molanus in seiner Militia sacra beschreibt das Heer so groß, daß es hinreichend geschienen, das gesammte Heidenthum zu bekämpfen; auch erzählt er, sie hätten Handschellen, Stricke und Ketten mit sich geführt, die brabantischen Gefangenen damit zu fesseln; aber nachher seyen der Erzbischof selbst und der Geldrische Graf mit ihnen gefesselt worden. — So viel weisen die Nachrichten aus, daß die wahre Zahl der erzbischöflichen Streiter zwischen 20 und 40,000 angenommen werden mag. Ihre Stärke war im Fußvolke.

Der Herzog von Brabant hatte bedeutend weniger; nach Einigen nur 4000 Mann, worunter 1500 Reiter; in keinem Falle scheint er mehr als den vierten Theil der feindlichen Zahl gehabt zu haben. Die Bundesgenossen waren, bey dem eiligen Rufe, mit weniger Mannschaft gekommen und brachten ihren tapfern Arm als die beste Gabe. Der Herzog ordnete das Ganze so, daß er seine Brabanter ins Centrum nahm, unterstützt von einer Schaar französischer Reiter, die Gottfried von Vierson, sein Bruder und der Graf von St. Paul herbeygeführt hatten. Den rechten Flügel führte der Graf von Los, den linken Adolph von Berg.

Die Geldrer, kühn gemacht durch die geringe Zahl der Feinde, brachen alsbald, ohne besondere Ordnung, gegen die Brabanter los. Hermann von Hermälen, ein erfahrner geldrischer Ritter, zürnte darüber und wandte sich unwillig zu Reinold: „so lange wir in dreyfacher Schlachtordnung dem Feinde entgegen gingen," sprach er, „hatte ich zuversichtliche Hoffnung, jetzt sehe ich die gewisse Niederlage vor Augen." — Dem Herzog Johann gab der Fehler der Feinde ebenfalls gute Zuversicht auf seiner Seite, und mit kräftiger Ermunterung der Seinigen zu tapferm Kampfe, ließ er die Banner wehen und die Trompeten schmettern und drang vor.

In der Mitte zwischen den Heeren war eine Heerstraße mit breiten, von Wasser und Schlamm

angefüllten Gräben zu beyden Seiten. Hier machten die Geldrer halt, um die Brabanter beym Durchwaten durch Schlamm und Dornen desto vortheilhafter zu bekämpfen. In den ersten Reihen der Brabanter war ein gewisser Franko, Bastard aus dem Geschlechte von Wesemälen, ein Ritter, stark und außerordentlich kühn (wie meistens die Menschen dieser Art, sagt Pontanus). Dieser, rufend: „Unser ist der Sieg, Kriegsgenossen, wenn wir hier durchdringen!“ stürzt sich in die Gräben und führt die Schaar hindurch. Und so wurde hier der Anfang des Kampfes gemacht. — Die Kölner, die Luxenburger, die Geldrer, drangen alle zugleich vor, umschlossen die kleine Schaar der Brabanter von vorn, von den Seiten und im Rücken. Aber unerschüttert hielten sie Stand. Der Kampf wurde sehr heftig. Wo das Gedränge am stärksten war, dahin eilte der Herzog, rief den Seinigen Muth zu und stritt tapfer mit dem eignen Schwerdte mit. Wie die Saaten von der Gewalt des Sturmwindes niedergebeugt werden, — drückt sich ein Annalist begeistert aus, — so sanken die Reihen der Feinde vor des Herzogs Schwerdte; und ein anderer weiß ihm kein größeres Lob zu ertheilen, als indem er ausruft: „er habe gekämpft wie ein Makkabäer!“

Auch die Ritter und Edlen um ihn folgten seinem Beyspiele. Fünf Stunden dauerte dieser

heiße Kampf schon, und noch war nichts entschieden; bald schien das Glück sich diesem, bald jenem Theile zuzuneigen. Plötzlich erscholl es, der tapfere Berthold von Mecheln sey fechtend neben dem Herzoge gefallen, und der Herzog selbst, dessen Pferd durchbohrt, erwehre sich kaum noch zu Fuß der Uebermacht der andringenden Feinde. Da entbrannte die Schlacht mit neuer Wuth von beyden Seiten. Der Graf von Luxenburg, den persönliche Feindschaft gegen den Herzog trieb, stürzte mit neuen Haufen dem Platze zu, wo das Gedränge um den Herzog am stärksten war; ihn selbst gefangen zu nehmen, war sein kühner Wunsch. Dagegen drängten sich die treuen Brabanter desto muthiger um ihren Herzog zusammen, beschützten ihn mit ihren Leibern und wollten lieber hier ihren Tod finden, als ihn den Feinden überlassen. Vor allen feyern die Annalen Brabants den Namen Arnolds von Hofstadt, eines Patriciers aus Löwen, der mit bewunderungswürdiger Tapferkeit an dieser Stelle focht. Er trieb sein Streitroß in den dichtesten Haufen der andringenden Feinde, daß sie auseinander stieben mußten, und spaltete dabei mit jedem Schlage seiner Streitaxt einen feindlichen Schädel. Dann wandte er sich pfeilschnell nach einer andern Seite und ruhte nicht eher, als bis die Andringenden im Kreise umher zurückgewichen waren und der Herzog Zeit gefun-

den hatte, sich auf ein anderes Pferd zu werfen. Auch die andern Edlen hatten durch Hofstadts That wieder Luft geschöpft, und nun wandten sie sich insgesammt mit dem Herzoge von Neuem gegen die Luxenburger. Hofstadt, Daniel von Bochold, Arnold von Wesemalen, Franbach, ein Ritter von jenseits der Maas, und Andere, kämpften in den ersten Reihen. Diesen neuen Angriff hielten die Luxenburger nicht aus; viele der Tapfersten sanken von ihren Rossen herab; Graf Heinrich widerstand am längsten; zu fliehen erlaubte die Ehre nicht. Endlich mußte auch er erliegen. Sein Pferd wurde von dem von Meerbeck, des Herzogs Leibwächter, niedergestochen, er selbst durch Walther vom Bisthum (Bisdomme), mit dem Schwerdte durchbohrt. Nach anderer Erzählung warf sich Heinrich, voll Wuth gegen den Herzog, auf diesen selbst, umfaßte seinen Hals mit beyden Armen, um ihn vom Pferde zu reißen, und so rangen sie, bis Walther von Bisthum, die Gefahr seines Herrn wahrnehmend, dem Grafen seinen Speer unter die Rüstung stieß, daß er todt niedersank. Der Herzog, zornig der That, hob seine Hand auf gegen Walther und rief: Unglücklicher, was hast du gethan, daß du den tapfern Ritter getödtet, der verdient hätte, ewig zu leben! — Die Luxenburger, ihrer Führer beraubt, ergriffen die Flucht.

Aber ein neuer Kampf stand den schon ermatteten Brabantern mit den geldrischen Schaaren Reinolds und denen des Erzbischofs bevor, die sich wieder gesammelt hatten. Er wurde noch einmal sehr heftig. Doch nun kamen auch der Graf von Berg und Arnold von Los mit den Ihrigen zu rechter Zeit zu Hülfe. Besonders gaben die bergischen Fußknechte einen erwünschten Ausschlag. Sie bestanden größtentheils aus Bauern, welche der Haß gegen den Erzbischof mit ins Feld getrieben hatte, und die ihre schweren, mit eisernen Spitzen beschlagenen Keulen kräftig zu führen wußten. Ein Weltgeistlicher, Walther Dodde, stellte sich an ihre Spitze mit dem Rufe: „Berge romerike," (ruhmreiche Berger!), und eilig ziehen sie nun, vereint mit den Kölnischen Bürgern, die an dem Ruhme dieses Tages auch gern ihren Antheil haben wollen, um die erzbischöflichen Völker herum, und fallen ihnen in den Rücken. Ihr kräftiger Stoß bricht die Reihen derselben; die Unordnung wird größer; die westphälischen Lanzenknechte haben lange tapfer ausgehalten, endlich müssen auch sie weichen. Der Erzbischof Siegfried wehrt sich, bis der Schlag einer Streitart seinem Pferde den Nacken zerschmettert. Gottfried von Vierson und Adolph von Berg nehmen ihn fast zu gleicher Zeit gefangen; aber Gottfried überläßt ihn dem bergischen Grafen.

Auch Reinold von Geldern kann sich der Uebermacht nicht mehr erwehren; er gibt sich dem Grafen von St. Paul gefangen, der ihn dem Herzoge Johann überliefert. Dasselbe Schicksal widerfährt dem Grafen Adolph v. Nassau.

Der tapfere Walram von Falkenburg glaubt, trotz des Falles so vieler Helden, doch den Strom der Sieger noch aufhalten zu können. Er wirft sich ihnen mit den übrigen Schaaren noch einmal entgegen, und noch einmal schwankt der Sieg, bis endlich Daniel von Bocholt auch diesen feindlichen Führer gefangen nimmt.

Ein letztes Auflodern des Gefechtes veranlaßte Kuno Suabba, der Anführer einer Schaar von 110 tapfern Limburgern von Schafdriesche, der im persönlichen Hasse gegen ein Paar andere limburgische Anführer, Hermann von Withem und Rainer von Malrepas, die es mit dem Herzoge hielten, diese mit den Ihrigen zum besondern Kampfe herausforderte. Zwischen ihnen wurde noch, bei sinkendem Tage, im Angesichte des brabantischen Heeres, welches sich vom Verfolgen der Feinde ausruhte, mit solcher Erbitterung gestritten, daß Kuno nur mit dreyen seiner Reiter dem Tode entging.

Der blutige Tag hatte viele von beyden Seiten dahingerafft. Die Angaben der Zahl sind wiederum sehr verschieden; doch scheinen vom erzbi-

schöflichen Heere mindestens 4000 geblieben und der Gefangenen sollen fast mehr gewesen seyn, als der Sieger. Sehr bitter wurde der Fall der drey luxenburgischen Grafen, Heinrichs, des Vaters des nachherigen Kaisers Heinrich VII. *), und Walrams und Wilhelms beklagt; Walram wurde gerühmt als der schönste Mann seiner Zeit. Auch Heinrich von Westerburg, des Erzbischofs Bruder, fiel. Von des Herzogs Seite war keiner der Fürsten getödtet, wohl aber mehrere tapfere Ritter aus Brabant und aus den Schaaren der Hülfsvölker.

Unter den Gefangenen war auch, wie wir wissen, Adolph von Nassau, der nachherige Kaiser. Der kräftige Sinn seiner frühern Jahre spricht sich auf merkwürdige Weise an diesem Tage aus. Es möge hier die Erzählung mit den Worten des „Heldenbuchs teutscher Nation durch Heinr. Pantaleon," vom J. 1568, stehen. „Adolphus ist aus der Graven von Nassauen Stamm erboren," heißt es dort, „und in allen Tugenden wol auferzogen worden. Er hat sich fürnemlich in allen Ritterspielen geübet, und sich von Jugendt an dermaßen gehalten, daß man durch seine große Stärke

*) Heinrich VII. heirathete nachher, zur Versöhnung, die schöne Tochter des Herzogs von Brabant, Margarethe.

an Leyb und Gemüt große Hoffnung zu ihm getragen. Wie er nun sein natürlich Landt zu regieren angefangen, kame er mit dem Fürsten in Brabandt in einen schweren Krieg. In diesem hielte er sich dermassen mannlich, daß er des Fürsten fünf gewaltige Feldherren nach einander in dem Streyt erlegt und überwunden. Zuletzt ward er durch Auffsatz gefangen und vor den Fürsten geführet. Wie man ihn gefragt, wer er seye, antwortet er: Ich bin der Grafe von Nassauw, zwar nit ein großer Herr, aber welcher begehret, große Sachen zu vollbringen. Nach diesem wendet er sich zu dem Fürsten, sprechende: Wer bist aber du? Er antwortet: Ich bin der Herzog in Brabant, welchen du mit Krieg überzogen, und mir fünf dapfer Feldherren erschlagen. Da antwortet Adolph: Es nimmt mich Wunder, wie du doch meinem Schwerdt entronnen, so ich auf dich gewetzet hab, vorab weil mein Herz inniglichen begehret, dich vor allen andern umzubringen. Als der Herzog des Graven freye Red vernommen, hat er ihn aus der Gefangenschaft frey ledig gelassen, reichlich begabet und für einen guten Freundt gehalten."

Große Freude hatten über den Sieg auch die Bürger von Köln. Sie beschenkten den Herzog Johann mit dem Bürgerrechte und räumten ihm ein schönes Haus ein zu seiner Herberge, wenn er ihre Stadt besuchen würde. Es wurde so hoch

in Ehren gehalten, daß selbst Verbrecher eine Freistatt darin fanden, wenn sie sich hinein flüchteten, und es hieß deshalb noch lange Zeit „das Freihaus von Brabandt.“ — Zum Andenken des Sieges wurde auch auf St. Severins-Straße eine Kapelle zu St. Bonifacius Ehre (auf dessen Tag die Schlacht geschah) gestiftet, und alle Jahre hielt der Rath auf diesen Tag eine Procession daselbst und hörte die heil. Messe. Nach der Erzählung der Chronik „von der hilligen Stat von Cöllen, 1499,“ hatte die Schlacht eine besonders wichtige Bedeutung für die Freiheit der Stadt gehabt. Nach dieser Chronik nemlich hatte der Bischof mit seinen Bemühungen, die Stadt wieder unter seine Herrschaft zu bringen, einen Ausspruch des römischen Königs zuwege gebracht, die Bürger von Köln sollten dem Bischofe die Stadt wieder in seine Gewalt geben, oder die Schlüssel derselben zwey Meilen Weges weit in das Feld fahren und mit einem offenbaren Streite ritterlich gewinnen und behalten, und wer den Streit allda gewinne, der sollte der Stadt und Schlüssel Oberster seyn. Da thaten nun die Bürger folgendes: Sie legten die Schlüssel auf einen Karren, der war mit Schlössern und Bändern wohl verwahret, und führten ihn in das Feld bei Woringen, zum Herzog von Brabant. Und wie denn aller Sieg vom Himmel kommt, so gönnte Gott und gab den Bürgern,

daß sie den Streit gewannen, und behielten ihre Schlüssel und ihre Freiheit, und führten ihre Schlüssel wiederum mit Freuden nach Köln, und schrieben sich fortan und waren „Herren der Stadt von Köln, und freie Bürger."

Auch der Herzog von Brabant benutzte, mit Fug und Recht, die Vortheile, die ihm der blutige Tag von Woringen in die Hände gegeben hatte. Der gefangene Graf von Geldern mußte ihm, als Preis seiner Loslassung, alle Ansprüche auf das Herzogthum Limburg abtreten, welches nun mit Brabant vereinigt würde, und erhielt, zu einiger Entschädigung, nur von dem Kölner Erzbischof die Dörfer Altenkirchen und Neuenkirchen.

Dieser selbst war noch in den Händen des Grafen von Berg, und Adolph gedachte ihn ohne bedeutenden Gewinn nicht wieder loszugeben. Nach fast allen ältern Nachrichten blieb Siegfried sieben Jahre in der Gefangenschaft, weil er durchaus in keine Abtretung willigen wollte; andere jedoch, namentlich schon Berchheim, läugneten dieß und behaupteten, Siegfried sey bereits im folgenden Jahre 1289 wieder los gekommen; und neuere Untersuchungen haben dieses bestätigt. Seine Freiheit mußte er indeß theuer erkaufen; außer mehreren Ortschaften trat er an Adolph den sogenannten Meyspat (Mäusepfat), das ist das Land und Feld am rechten Rheinufer unter dem Gebirge, von

Bensberg bis an den Rhein, und den Lynpat, (Leinpfad, wo Menschen und Pferde die Schiffe an Leinen stromaufwärts ziehen,) von Düsseldorf bis Siegburg, ab. Aber nur die äußerste Noth hatte den Erzbischof zu diesem Entschlusse gebracht; mit Rache im Herzen verließ er sein Gefängniß. Zu ihrer Befriedigung ersah er sich die Gelegenheit, als Adolf, dem Frieden vertrauend, sorglos nach Deutz kam, er ließ ihn durch versteckte Diener überfallen, gefangen nehmen, und behandelte ihn wie den niedrigsten Verbrecher, auf das Grausamste. Adolf erbot sich oft, das Abgetretene und mehr dazu, als Lösegeld zu geben, aber in seinem Uebermuthe erwiederte der Bischof allemal: „Sankt Peters-Kirche habe genug für die Ihrigen; er wolle ihn lehren, was es heiße, einen Bischof gefangen halten.“ Ja, er ersann eine so grausame Qual gegen den verhaßten Feind, daß es ein Vergehen seyn würde, der Erzählung Glauben beyzumessen, wenn nicht zu viele alte Nachrichten sie bestätigten. Er soll nemlich den gefangenen Grafen nackt ausziehen, mit Honig bestreichen, und in einem eisernen Käfig, in heißer Sonne den Stichen der Fliegen und Wespen ausgesetzt haben, bis er elend gestorben sey. — Nach andern Nachrichten aber starb Adolph nicht in der Gefangenschaft, sondern wurde durch die kräftige Einsprache des Herzogs von Brabant noch lebend aus seiner Qual erlöst. Allein seine Geisteskräfte

waren geschwächt; er lebte nur noch kurze Zeit auf seinem Schlosse zu Burg in dumpfer Betäubung und starb 1295.

Auch von andern Helden der Woringer Schlacht sagten wir oben, sie seyen eines traurigen Todes gestorben.

Johann der Siegreiche von Brabant wohnte 1297 dem Vermählungsfeste des Grafen Heinrich von Bar mit der Tochter Königs Eduard I. von England bey. Es wurden glänzende Ritterspiele gehalten, und viele der Anwesenden baten den Herzog, ihnen gleichfalls eine Probe seiner ritterlichen Kunst zu geben. Er gab ihren Bitten nach, ließ sich die Rüstung anlegen, und ritt mit einem der anwesenden Ritter zum Lanzenrennen in die Schranken. Zweymal rannten sie zusammen und keiner wankte, zum drittenmal, da sie mit scharfen Lanzen zusammentrafen, stürzten sie beyde nieder, der Herzog mit einer tödtlichen Wunde im Arme. Unter Bestürzung und Weheklagen aller Anwesenden wurde er weggetragen und starb gefaßt und ruhig, nach wenigen Stunden. — Johann war bey 70 Turnieren, in Teutschland, England, Frankreich und andern Ländern, zugegen gewesen.

Reinold von Gelbern nahm ein weniger rühmliches Ende, als sein früherer Gegner Johann; er wurde in hohem Alter von seinem Sohne,

Reinold dem Rothen, gefangen genommen und starb in der Gefangenschaft.

Kaiser Adolph von Nassau endlich, der bey Woringen so tapfer gestritten, mußte endlich doch den Schlachtentod, dem er damals entgangen, in der Schlacht bey Worms 1298 gegen Albrecht von Oesterreich, erleiden.

Die
Dithmarsen im Kampfe für ihre Freiheit.

Es gibt in der ganzen Geschichte keinen erhabneren Anblick, als den eines kleinen Volkes, das gegen überlegene Gewalt für sich selbst einsteht und für sein Recht ficht, unbekümmert, ob es bey edlem Widerstande unterdrückt werde. Darum nöthigen die Hellenen bey Thermopylä, bey Marathon, Salamis große und dauernde Bewunderung ab; bloße Kriegsmacht nur für persönliche Zwecke verwendet, wie von Napoleon Bonaparte, erregt der Zeitgenossen Staunen; die Nachwelt urtheilt nur nach der Sache, für welche gestritten ward, die Mittel, auch noch so kühn und groß, täuschen sie nicht. Hierin liegt der Grund, daß auch die Dithmarsen, ein kleines Völkchen, erdgeschichtlich sind; ihre Thaten sollen auch den spätesten Enkeln eingeprägt werden, damit sie aus ihnen in allen Zeiten lernen, was ein kräftiger edler Wille vermag und wie, wo er waltet, auch Unterwerfung nie ruhmlos ist.

Das Land Dithmarsen, bewohnt von herzhaften kernigen Menschen, lag in der westlichen Ecke zwischen der Eider und dem Elbe=Strom. Der Boden war zum Theil mit Mühe dem Meere abgerungen. In solchen Strecken, wo der Mensch frühe erfahren, daß in ihm die Kraft liege, die Natur zu bändigen, zeigte sich stets Freiheitssinn; so in Batavien unter Claudius Civilis, wie in den Tagen, als Spanischer Hochmuth gebrochen ward. Karl der Große, der Bezwinger der Sachsen, hatte auch die Dithmarsen sich unterworfen. Sie standen unter Grafen. Als diese sie drückten, brach endlich 1145 gegen Rudolph zurückgehaltener Unwille los; sie erschlugen ihn, um der Freiheit zu genießen, aber 1148 mußten sie wieder Heinrichen, dem Löwen, gehorchen. Dann machten die Erzbischöfe von Bremen, die Grafen von Holstein und die Könige von Dänemark, Ansprüche auf das Ländchen. Den letztern gelang es, die ihrigen geltend zu machen. Als aber Waldemar II. Dithmarsen in die Schlacht von Bornhörd führte, gedachten diese, was sie ihres Volkes Unabhängigkeit schuldig waren und verließen den König. Nun erkannten die Dithmarsen zwar den Erzbischof von Bremen als Oberherrn, aber ihre Unabhängigkeit bewahrten sie strenge. Schutz für diese gewährte die hausväterliche Verfassung und die Natur des Bodens. Das Regiment besorgte ein Ausschuß von 48 Männern; ein Kanz=

ler oder Landschreiber die Ausfertigungen. Alle Sonnabende konnte Jeder aus dem Volke vor den Acht und Vierzigern auf dem Markte zu Heide sein Anliegen vortragen. Jedes Kirchspiel hatte seine besondern Vorsteher; das ganze Volk trennte sich in Geschlechter, Klüfte, die auf das Festeste in Noth und Gefahr zusammenhielten, die Streitigkeiten unter diesen Klüften, die nicht an den Ausschuß gelangten, entschieden die Kirchspiel-Vorsteher mit 18 oder 24 Geschwornen. Adel kannte man nicht, fremder ward nicht geduldet. Die Freiheit genossen Alle, darum zogen auch Alle, selbst Frauen, in den Krieg.

Durch den Boden war das Land gedeckt. Man kam ihm nur von der Geest-Seite an Holstein bey; drohte Gefahr, so zogen sich die Einwohner mit Haab und Gut in die Marsch; Meldorp war der Sammelplatz; er verwahrte die Südermarsch. Vor der Nordermarsch hatten sie zum Schutze die sogenannten Gammen, Päſſe, an beyden Seiten mit dickem Gehölze, breiten und tiefen, doppelten, auch wohl dreyfachen Gräben, zudem mit Wällen und Geschütze versehen.

Voll persönlichen Muthes, und gestützt auf des Landes natürliche Schutzwehr, gaben sie jedem neuen Erzbischof von Bremen bloß 500 Mark und empfingen von ihm 5 Vögte, welche das Recht sprachen; Abgaben leisteten sie nicht.

Nachdem die Grafen von Holstein mehrere Versuche gemacht, ihnen das köstliche Gut der Freiheit zu rauben, ohne daß ihre Anschläge gelungen, richteten sich die Dithmarsen 1434 beynahe durch eignen Zwiespalt zu Grunde; Hamburg und Bremen stifteten Versöhnung. Auch bedurfte das Völkchen der Eintracht; denn bald zog über ihm ein furchtbares Ungewitter zusammen. Als Kaiser Friedrich III. 1474 Holstein zum Herzogthum erhob, ward König Christian I. auch ausdrücklich mit dem Lande Dithmarsen belehnt und an den Kurfürsten und die Herzoge von Sachsen, an Herzog Johann von Sachsen Lauenburg und die Herzoge von Pommern erging Befehl, dem Könige bey 100 Mark löthigen Goldes Strafe zum Besitz des Landes zu verhelfen. König Johann und Friedrich, sein Bruder, rüsteten sich auch mit aller Macht, das Völkchen zu unterjochen, selbst die damals so furchtbare schwarze Garde ward in ihren Sold genommen. So zogen denn 30,000 wohl geübte Krieger gegen ein Häuflein von etwa 6000, aber dieses gab sich selbst nicht auf, vertrauend seiner gerechten Sache und dem waltenden Gotte. Schon war das Geestland verlohren; siehe! da erhob sich ein reines Mägdlein, begeistert wie die Jungfrau von Domremy, weihte sich dem Herrn, ergriff entschlossen das Banner, das man ihr vertraut und ward Retterin. Fünfhundert Männer unter Wolfgang Isenbrand

besetzten den Paß bey Henningstadt. Am 15ten Februar 1500 war die drohende Macht der Dänen von der kleinen Zahl Tapfrer besiegt. Hüte dich Garde! nun kommt der Bauer! war der Letztern Feldruf gewesen. Es fielen an diesem Tage viele Edle, schrecklich war der Ueberwundenen Niederlage und dem Sieger blieb das schönste Zeichen seiner glorreichen That, die Danebrogs-Fahne; sie ward in der Kirche zu Wöhrden aufgehangen.

Nun erfreuten sich die Dithmarsen der Früchte dieses Sieges bis 1559. Damals entwarf Herzog Adolph von Holstein-Gottorp, ein Bruder des Königs von Dänemark Christian III., einen sichern Anschlag, das Volk zu unterwerfen. Ein Heer von 20,000 Mann war bestimmt, ihn auszuführen. Die Zuversicht, die in den Vorfahren gelebt, war auch jetzt von den streitbaren Dithmarsen nicht gewichen; mit der entschlossensten Tapferkeit suchten sie ihrer Feinde Absichten zu vereiteln. Dießmal war die höchste Standhaftigkeit ohne den Erfolg, dessen sie würdig war. Am 20sten Junius 1559 erlosch die Unabhängigkeit der Dithmarsen. Doch blieb ihnen ihr Landesbook, das 1427 schriftlich abgefaßt worden war.

Verbot französischer Waaren im teutschen Reiche im Jahre 1676.

So wie in der neuesten Zeit die Englischen Waaren durch das von Napoleon Bonaparte gegründete Continental-System von dem Markte des festen Landes in Europa ausgeschlossen werden sollten, kam während des Krieges, den Ludwig XIV. gegen die General-Staaten unternommen, das Verbot der französischen Manufakturen im teutschen Reiche zur Sprache. Der brandenburgische Gesandte am kaiserlichen Hofe von Krakau stellte nämlich dem Kaiser im Namen seines Kurfürsten den großen Nachtheil vor, welcher dem teutschen Reiche durch die Einführung französischer Waaren und Kunsterzeugnisse in solcher Menge entstünde, da für nichtswürdig-vergängliche, dem ungeachtet köstbare, und von dem Verkäufer nach Willkühr angeschlagene Artikel, für Artikel deren Werth nur durch die Ueppigkeit der Zeit und der Käufer Meinung bestimmt würde, den Händen einer feindlichen Nation als Mittel, Teutschland zu beschädigen, jährlich Millio-

nen zugeführt, dagegen in Teutschland der Handel und die Gewerbe beschränkt, der Geldumlauf gelähmt, auch andre nachtheilige Uebel erzeugt würden. Schweden hätte schon einen Schritt als Beyspiel gethan, als es eine Liste verbotener Waaren aufgestellt, wodurch ohne Frankreichs Manufacte ausdrücklich zu nennen, dieser Einfuhr doch in der That aufgehoben sey. Auch der Kurfürst habe in seinen Staaten schon ähnliche Anordnungen getroffen und wünsche diese nun auch auf das Reich ausgedehnt, so daß die französischen Kunsterzeugnisse durch einen Reichstagsbeschluß verbothen würden. Der Kaiser übersendete die zu diesem Zwecke ihm übergebene brandenburgische Denkschrift dem Prinzipal-Commissär in Regensburg, um das Gutachten der Kurfürsten und Stände darüber zu vernehmen, zu dessen Erstattung diese auch aufgefordert wurden. Wirklich erfolgte auch jenes Gutachten am 1. April 1676 dahin, es sey der Handel mit den französischen Manufacten und Gewerb-Waaren dem Reiche höchstschädlich, weil dadurch einem in Feindschaft begriffenen Volke zum Vortheile desselben große Geldsummen zugeführt, das inländische Manufactur- und Gewerb-Wesen vernachlässigt und in Stockung gebracht, Teutschland nicht bloß an Geld, sondern auch an Händen ärmer gemacht werde: demnach sey das Verbot der französischen Waaren im Reiche durchgehends für nöthig er-

achtet worden. Der Kaiser genehmigte dieses Gutachten, worauf also das Verbot wirklich verhängt ward. In diesem waren unter vielen Artikeln insbesondere begriffen: Brocart und allerley Sorten Zeuge, geblümte, gestreifte, glatte, mit Silber oder Gold, Brocarte von Seide und halbseidene Modezeuge, Degenkreuze von Eisen, Stahl, Silber, Gold, Galanterie-Waaren, als: Hals- und Ohrengehänge, Armbänder, Pettschaften, Schreibtafeln u. dergl. m., Spitzen, Stickerey, Hüthe, Nachtröcke, Huthschnüre, Knöpfe, Schmelz- und Glasperlen, Silbergeschirr von getriebner Arbeit ꝛc.

Wäre schon vor ein solches Verbot in den österreichischen Erblanden erfolgt.

Auch aus der Vollziehung dieses Verbotes entsprangen die natürlichen Folgen solcher Maaßregeln, durch welche nothwendig in das Innerste des Handels eingegriffen und eine Menge von Plackereyen und Durchsuchungen, Verzögerungen, Unkosten, Unsicherheit der Geschäfte verursacht wird. Die Reichsstädte übergaben daher im J. 1677 dem kaiserlichen Prinzipal-Commissär eine Denkschrift, worin sie die Folgen des französischen Waaren-Systems entwickelten und sich besonders beklagten, daß auch das Transito-Gut dem Verbot und der Untersuchung unterworfen seyn sollte. Dadurch entgin-

gen dem Kaiser und den Ständen ansehnliche Zoll- und Mautgebühren, den Unterthanen, Schiffern, Fuhrleuten und dergleichen ein Theil ihrer Nahrung und zudem entstünden gefährliche Aussichten für die Zukunft, da es schwer sey, den einmal abgeänderten Gang des Handels wieder in sein Geleise zu bringen und der Zwischenhandel seiner flüchtigen Natur nach, nicht leicht nahe an die Orte, aus denen man ihn verbannt, zurückgerufen werden könne. Beschwerlich sey auch, daß in Vollziehung des Verbotes, kein Unterschied unter den Waaren selbst beobachtet und nebst den unnützen, nur für Pracht und Ueberfluß berechneten Manufacturen Frankreichs auch alle aus den vereinigten Niederlanden und anderer Nachbarschaft in das Reich zur Förderung des Handels und Wandels eingehende baare Gelder von französischem Schlage und Gepräge, so wie zu den nothwendigen, selbst unentbehrlichen Bedürfnissen des Menschen dienliche, anderwärts gar nicht, oder doch nur mit großen Kosten käufliche Gegenstände angehalten und weggenommen würden, ferner sey es offenbar nachtheilig, daß man auch französische Wechsel, Gelder und Schulden in der Vollziehung des Verbotes, als der Einziehung unterworfen erklärt und vor deshalb angestellten Untersuchungs-Commissarien die Kaufleute, dieselben zu offenbaren, angehalten habe. Hieran war die Entwickelung der besondern Gründe,

aus welchen diese Ausdehnung dem teutschen Handel zum tiefen und dauernden Verderben gereichen müsse, mit vieler Klarheit angereiht.

Walther von Plettenberg und seine Tapferen.

Als Walther von Plettenberg des heil. Römischen Reichs Fürst und 43ster Heermeister in Liefland war, herrschte im Moscowitischen Reiche der große Iwan Basiljewitsch. Da der Orden an diesen einen gefährlichen Nachbar hatte, so beobachtete Walther die äußerste Vorsicht, ihn nicht zu reizen. Erst als die Russen 1498 ohne Veranlassung, aus bloßem Uebermuthe einen Verheerungs-Zug nach Liefland wagten, rüstete er sich zum Angriff und verband sich mit dem Großherzog von Litthauen, Alexander. Noch vor dem Feldzug starb aber (1501) der König von Pohlen und dessen Bruder, der Großherzog, die Blicke nun auf dieses Reich gerichtet, verließ des Heermeisters Sache. Dadurch ließ sich der letztere nicht abhalten, mit einer kleinen Schaar von Tapfern die Russische Gewaltthätigkeit zu bestrafen. Mit 4000 wohlgerüsteten Reitern und Fußgängern brach er in

Rußland ein und schlug am 7. Sept. 1501 40,000 damals an das grobe Geschütz noch nicht gewohnte Russen. Hierauf eroberte er noch einige Schlösser, machte bey Iwanogrod eine Parthie von Russen nieder und ging dann, vorzüglich aus Mangel an Salz, nach Liefland zurück. In jener Schlacht zeichnete sich der Fähndrich, Conrad Schwarz, durch die äußerste Standhaftigkeit aus, mit der er seine Fahne behauptete. Als er von einigen Pfeilen getroffen, niedergesunken, rief er mit starker Stimme: es möge ein tapferer Mann kommen und ihm die Fahne abnehmen Sogleich lief Lukas Hammerstetten, der sich für einen unehelichen Sohn eines Herzogs zu Braunschweig ausgegeben, herbey, um sie zu empfangen, aber Schwarz, schon mit dem Tode ringend, verweigerte sie ihm, theils weil er ein Mißtrauen in seine Treue setzte, theils weil er ihn seiner unehelichen Geburt halber der Ehre nicht würdig hielt. Der Bastard, hierüber erbittert, soll Schwarzen die rechte Hand abgehauen haben, dieser ergriff aber die Fahne mit der linken und hielt sie so lange, bis er sie mit den Zähnen in kleine Stücke zerrissen, die dann Hammerstetten sammelte, um als Treuloser zu den Moscowitern überzugehen.

Bald fielen die Russen wieder in Liefland ein und schleppten bey 40,000 Köpfe in Knechtschaft

fort. Der Heermeister war eben krank, kaum aber hatte er sich erholt, so sammelte er 7000 ganz geharnischte teutsche Reiter und 5000 kurländische Fußgänger und zog mit dem Häuflein in Rußland. Bey Pleskow erfuhr er durch Gefangene, daß ihn das Russische Heer von 100,000 Mann, darunter 30,000 Tartaren, in der Nähe, voll Begierde ihn zu vernichten, erwarte. Am 10ten September 1502 erblickten sich beyde Heere. Herr Walther ermunterte die Seinigen, sich nicht vor der Zahl der Feinde zu fürchten, ihrer Tapferkeit und Gott dem Schirm der gerechten Sache zu vertrauen, er erinnerte sie, daß es nun Ehre, Vaterland, Freiheit und Religion gelte. Wild stürmten die Tartarn an; die Lagen der Artillerie machten aber solche Lücken unter ihnen, daß sie sich endlich wendeten; das Russische Heer wollte, in 12 Haufen getheilt, die Heermeisterischen umzingeln, aber der Muth von diesen durchbrach den Feind dreymal. Mit fürchterlichem Verlust sahen die Russen ihre Absichten auf Sieg gänzlich vereitelt und Iwan Basiljewitsch empfing gerne einen fünfzigjährigen Frieden von einem Feinde, den er allzu unbedacht gering geschätzt hatte.

Maximilian I. ritterlicher Muth.

Kaiser Maximilian I. war ein Fürst, der von frühen Jahren durch ritterliche Eigenschaften Bewunderung abnöthigte. Diese verdiente er durch sein ganzes Leben: denn mogte man ihm im Scherz oder Schimpf einen Ritt anbieten, so versagte er ihn nie. Wenn der Feind auch stärker war, fürchtete er ihn nicht; mit 20 Reitern und 2 Fähnlein Knechten, warf er einmal 2000 Franzosen. Er durfte auch seiner körperlichen Stärke vertrauen. Zu Ensisheim, im Elsaß, waren Schriften, deren er bedurfte, in einer wohl verschlossenen eisernen Kiste verwahrt. Da man den Schlüssel zur Oeffnung nicht finden konnte, riß er, gegen seiner Räthe Abmahnen von einem so vergeblichen Versuche, das Schloß mit Gewalt auf. „Glaubt Ihr, fragte er sie dann, daß Gott und die Natur nicht auch den Kaisern und Königen starke Fäuste gegeben?“ So der Kraft sich bewußt, maß er sich in Ritterspielen gerne mit Jedem. Als er 1495

seinen berühmten Reichstag zu Worms hielt, fand sich hier ein französischer Ritter Claude Barre ein; er hatte den Ruf eines rüstigen Kämpfers und man glaubte ihn von dem Könige der Franzosen selbst abgesendet. Barre ließ an seiner Herberge sein Schild aushängen und durch den Herold, den er mit sich gebracht, öffentlich verkünden: welcher Teutsche auf Leib oder Leben, auf Gefängniß oder eine Rittergabe, den Zweykampf mit Ihm wagen wolle? Alle übrigen Anwesenden trugen Scheu ihn zu befechten, aber Maximilian ließ durch seinen Ehrenherold seinen Schild mit dem Wappen von Oesterreich und Burgund neben jenen des Ritters aufhängen. Nun kam man überein, es sollte der Kampf binnen 9 Tagen auf ritterlich Gefängniß erfolgen.

Zur bestimmten Zeit erschienen beyde Streiter, wohlgerüstet, mit Lanze und einem Küraß-Schwerte bewaffnet, in den Schranken. Als die Trompete das dritte Zeichen gegeben, legten beyde ein, aber ihre Lanzen glitten an den Harnischen ab. Sodann ward zum Schwerte gegriffen und Maximilian erhielt einen Stoß, der ihm den Panzer trennte und ihm eine leichte Wunde versetzte. Dieses erhöhte des Kaisers Muth; er drang auf seinen Gegner mit solchem Ungestüm ein, daß dieser sich als des Ueberwinders Gefan-

genen bekennen mußte. Nun ward wieder aufgeblasen und Maximilian begleitete lauter Zuruf der Freude in sein Einlager*).

Aus den Geschichten der Stadt Augsburg.

1.

Der Bürger Trotz in den Reichsstädten stieg in den Tagen ihres Reichthums hoch; selbst des Kaisers Majestät hielt sie nicht in Ehrfurcht. Unabhängigkeit, durch Anwendung persönlicher Kräfte erworben und erhalten, läßt nur Achtung für Gerechtigkeit zu; Würde ohne diese blendet nicht. Als am 24. September 1474 Kaiser Friedrich III. Augsburg verließ, tilgten Hofleute von ihm ihre Schulden nicht. Da die Schmiede eine eben nicht

---

*) Häberlin findet diesen Kampf der Würde eines Fürsten, der sein Leben andern schuldig ist, nicht angemessen. Anders freylich urtheilt ein teutscher Professor und anders handelt ein Held, der sich und seines Volkes Ehre im Kleinen wie im Großen wahrt.

ansehnliche Forderung hatten, so wagte es die Zunft, die kaiserlichen Pferde anzuhalten; beynahe entstand ein Auflauf. Bartholomäus Welsern und Hans Vilteln, die beyde bey dem Kaiser angesehen, fiel es schwer, ihn dieser Unbilde halber zu begütigen. Es kostete dieser Vorfall der Stadt 40,000 Goldgulden Strafe.

2.

Augsburg erhob sich als Handelsstadt, nachdem Regensburg viel früher als solche geblüht; der Anwachs seiner Reichthümer war schnell, aber auch bald seine schönste Zeit vorüber. Im 13ten Jahrhundert waren die Geschäfte des Platzes schon ansehnlich. Mit dem Anfange des 16. Jahrhunderts zeigten sich die ersten Spuren des nun sich bildenden Europäischen Staaten-Systems, das nur im wilden Kampfe seine Wurzeln schlug. Der Italischen Händel halber stieg der Preis der Baumwolle so hoch, daß die meisten Weber zu Grunde gerichtet, Kriegsdienste nehmen mußte. Doch flossen noch reiche Quellen des Erwerbes. Augsburger halten in den Niederlanden ihre Factorien und Schreibstuben. Einige Kaufleute schossen zur Anlegung des reichen Silberbergwerkes in Joachimsthal mit Gewinn Geld vor. Bartholomäus Welser und seine Brüder sendeten unter Ambrosius Dalfinger von Ulm ein Geschwader

nach Amerika. Es gab des Verdienstes mancherley, doch waren Einige in Erwerbung der Güter gewissenhaft. 1515 ließen Jakob Fugger und seine Mitgesellschafter auf hohen Schulen auf ihre Unkosten über den zugelassenen Wucher und Vorkauf scharf disputiren. Andre gingen über die Untersuchung hinweg und gewannen in der Stadt bloß durch Verleihung über 5 Procente ansehnliche Summen. Einen harten Schlag versetzten Augsburg am Ende des 16. Jahrhunderts die Niederländischen Unruhen. Auf den portugiesisch-spanischen Schiffen, welche die Geusen bey Vließingen nahmen, büßte bloß das Haus Manlich über 50,000 fl. an Pfeffer ein. Man hörte nun von mehr als einem großen Falle; Melchior Manlich und Sohn stürzten mit 700,000 fl. Daher nach einander geschärfte Verordnungen; sie konnten die bessern Zeiten nicht mehr zurückführen. Seit dem schmalkaldischen Kriege war Augsburgs Größe als reicher Handelsplatz dahin.

Die Einnahme der Stadt Wesel im Jahre 1629.

Härteren Trotz als in neueren Tagen durch Frankreichs Soldaten, erfuhr Teutschland zu der Zeit,

als bey der Verbindung Spaniens mit Oesterreich die Krieger des erstern auf unserm vaterländischen Boden eine gewöhnliche Erscheinung waren. Auch die Stadt Wesel seufzte im dreyßigjährigen Kriege Jahre hindurch unter dem drückenden Gubernium Hispaniens. Da erbarmte sich ein Einwohner, Peter Mülder, des Elends der Bürgerschaft und nahm sich vor, diese von dem lastenden Joche zu befreien. Seinen Anschlag vertraute er noch seinem Bruder und einem treuen Bekannten, Jan Rootleer. Die schicklichste Gelegenheit zur Ausführung des Vorhabens, gab ein neues Bollwerk, welches auf der östlichen Seite der Stadt aufgeführt wurde. Der Platz war auf dieser Seite gleichsam noch offen und bloß mit Staketen, die kein wesentliches Hinderniß entgegen stellten, versehen. Peter Mülder unterrichtete sich daher auf dieser Stelle auch von der Beschaffenheit des Grabens sehr genau und ließ sich, die Staketen zu durchbrechen, einen schweren, eisernen Hammer verfertigen.

Wie Peter Mülder alles vorgekehrt hatte, ging er am 18. August 1629 des Nachmittags, etwa 3 Stunden vor Thorschluß aus Wesel. Eine Stunde später folgte ihm durch ein anderes Thor sein Bruder und später wieder durch ein andres J. Rootleer. Dadurch ward Peter vergewissert,

ob in der Stadt nach seiner Entfernung kein Verdacht entstanden. An einem bestimmten Orte kamen die Dreye zusammen und erhoben ihre Hände zu Gott, und flehten zu ihm um Beystand, um Klugheit, Muth und Stärke zur Vollendung ihres Vorhabens.

Die Niederländer sollten das Werk der Befreiung ausführen. Deshalb war von Dyden unter dem Anscheine, als lauerte er auf die Convoy von Wesel, die eben damals in das spanische Lager gehen sollte, dem Platze nahe gerückt; er hatte 1600 an Fußvolk, theils mit Feuerrohren, theils mit halben Lanzen und 8 Compagnien Reiter bey sich. Der spanische Gouverneur hatte, in der Meinung, es gelte die Convoy, auch diese mit einiger Reiterey verstärkt.

Als von Dyden alles vorbereitet hatte, wurde über die Aufeinanderfolge des Volkes geloset. Das erste Loos traf den Capitain Jan Huygens, das andre den Drost von Benfort, das dritte Diest, das vierte Marquelte, das fünfte Lauwyk; Jeder führte 150 Mann.

Der Anfall geschah an der bezeichneten Stelle, an der sich das neue Bollwerk erhob. Hier ging Peter Mülder mit seinen zwey Genoßen voran, durchbrach die Pallisaden mit seinem eisernen Hammer und öffnete so einen guten Zugang. Mit tapfrem Muthe folgten nun die Niederlän-

dischen, drangen frisch in die Stadt ein und machten die erste Wache, auf die sie stießen, nieder. Dann rückten sie auf den großen Markt. Capitain Huygens besetzte, im Rücken bedeckt zu seyn, die eingenommenen Thore und Straßen und hatte im Vordringen drey Scharmützel, von denen der heftigste unter dem Gefängniß-Thore vorfiel, wo er nicht über 40 Mann bey sich hatte. Peter Mülder, voll Eifers, die begonnene That zu vollenden, rannte mit einigen niederländischen Soldaten in das Haus eines nahen Schmiedes, hohlte da die größten Hämmer, gesellte sich des Meisters Knechte bey, schlug am braunischen Thore das Schloß mit Gewalt ab, öffnete es, und ließ die Fallbrücke nieder. Jetzt drang die Reiterei, die vor der Stadt gewartet, in den Platz, durchritt ihre Straßen und versammelte sich auf dem Markte. Inzwischen rückte auch das übrige Fußvolk nach, überwältigte glücklich alle Wachen und nahm alle Zugänge und den Wall rings um die Stadt ein. Auf dem Markte hatte sich noch eine Compagnie Kürassiere, welche die auf Wagen und Karren geladene Munition und andern Kriegs- und Lebensbedarf bewachte, zur Wehre gesetzt, war aber niedergemacht worden; der Gouverneur mit der, ohne die Offiziere, 1042 Mann starken Besatzung, mußte sich zu Gefangenen ergeben; die Stadt durch Ueberrumplung

ohne irgend einen bedeutenden Verlust, genommen, blieb in den Händen der Niederländer.

So ward der kühne Gedanke eines einfachen Mannes, der sich nur zwey entschlossene Vertraute zugesellte, schnell vollführt, ein Beweis, was in den verwickeltsten Lagen Verschwiegenheit, Entschlossenheit und Raschheit vermögen.

Der Tag von Fehrbellin.

Als Frankreich 1672 Holland den Krieg der Rache ankündigte, England für das erstere auftrat, der Republik Untergang entschieden war, wagte es aus den Fürsten des teutschen Reiches nur Friedrich Wilhelm von Brandenburg, öffentlich gegen den übermüthigen Ludwig XIV. aufzutreten. Sein Beyspiel wirkte; zwar mußte er sich durch den Vertrag von Vossem zur Neutralität verstehen, da aber Spanien und der Kaiser, über ihren wahren Vortheil aufgeklärt, mit Holland ein Bündniß geschlossen, dessen Folge die Versetzung des Krieges auf den Boden der spanischen Niederlande war, auch Münster und Köln von dem französi-

schen Bündnisse abtraten, so konnte sich der Kurfürst auf das Neue als ein muthvoller Feind zeigen. Frankreich brachte es unter diesen Umständen durch seiner Abgesandten Fouquiers und des Magnus de la Gardie Anhang unter den Schwedischen Reichsräthen dahin, daß König Karl XI. seinen Feldherrn Gustav Wrangel ohne vorgängige Kriegserklärung aus Pommern in die Kurmark einzufallen befahl, um dadurch den Kurfürsten von seinen Verbündeten zu trennen. So hart und grausam auch die Schweden in Friedrich Wilhelms Land verfuhren, ließ sich dieser doch zu keinem allzuraschen und unrühmlichen Schritt fortreißen. Vorerst gab er dem Fürsten Johann Georg von Anhalt, seinem Statthalter in Berlin, den Befehl, alle Festungen gut zu besetzen und herzustellen, alles im Lande zurückgelassene Kriegsvolk an sich zu ziehen, alle Jäger, Schützen u. s. w. aufzubieten, die Brücken abzuwerfen, alle Fahrzeuge auf die Seite zu schaffen, alle Wälder verhauen zu lassen. Dann suchte er bey dem Kaiser und Reiche und seinen Nachbarn Hülfe, begab sich auch selbst in den Haag und bewirkte, daß Schweden von Holland und Dänemark als offenbarer Feind anerkannt, auch der Angriff mit einer vereinigten See- und einer Landmacht in Bremen festgestellt und zudem beschlossen wurde, den russischen Czaar zu einer Di=

version gegen Schweden zu bewegen. Hierauf begab er sich zu seinem Heere, das in Franken überwintert und gute Verstärkung erhalten hatte. In allen Kirchen seines Landes erhoben sich am 10. Junius feyerliche Gebete zu Gott und es wurde über den Text geprediget: (Jeremias XX. 11. 12). „Aber der Herr ist bey mir, wie ein starker Held, darum werden meine Verfolger fallen und nicht obliegen, sondern sollen sehr zu Schanden gemacht werden, darum daß sie so thöricht handeln, ewig wird die Schande seyn, der man nicht vergessen wird. Und nun, Herr Zebaoth! der du die Gerechten prüfest, Nieren und Herz siehest, laß mich dein Reich an ihnen sehen, denn ich habe meine Sache dir befohlen.“

Als die Schweden in voller Sicherheit sich jede Ausgelassenheit erlaubt und eben auch in das Havelland gewendet hatten, traf der Kurfürst plötzlich am 11. Junius in Magdeburg ein, wo er, um dem Feinde keine Kunde von seiner Annäherung zukommen zu lassen, an diesem und dem nächsten Tage die Thore versperrt halten ließ. Abends um 9 Uhr ging der Kurfürst über die Elbebrücke und kam nach einem Eilmarsche, dem aber eintretender starker Regen am 14. Junius Einhalt that, am letzten Tage Abends vor Rathenau an. Am nächsten Morgen erfolgte der Angriff, der Feldmarschall Dörfling, der mit einigen

Dragonern auf die erste Brücke über die Havel ansprengte, gab sich für eine schwedische Parthey aus und brachte es dahin, daß man ihm die erste Zugbrücke öffnete, wo er die Wache sogleich niedermachte. Allein die große Havelbrücke war theils abgeworfen, theils aufgezogen, daher mußte Dörfling das hitzige Feuer der sich ermannenden Schweden so lange aushalten, bis der Obristlieutenant Kanne und der General-Adjutant Kanowski sich mit Anstrengung des Thores auf der Landseite bemeisterten und Götz und Dönhoff bey der Mühle in die Stadt eindrangen. Nun ward das Havelthor eingeschlagen, die Brücke schnell hergestellt und einigen Regimentern Reiterey der Eingang in die Stadt geöffnet, in welcher das schwedische Dragoner-Regiment des Obristen Wangelin meist niedergemacht und dieser selbst, vormals schwedischer Gesandter zu Berlin, gefangen wurde.

Die glückliche Wegnahme von Rathenau brachte unter die Schweden Schrecken und hatte auch den Vortheil, daß der zu Havelberg befindliche Feldmarschall Wrangel von der schwedischen Hauptarmee um die Stadt Brandenburg getrennt wurde. Die Schweden dachten nun auf schnellen Aufbruch; der Kurfürst, der Anfangs sein ganzes Fußvolk von Magdeburg hatte erwarten wollen, zog ihnen in Eile mit seiner Kavallerie nach. Als er

merkte, daß sie ihren Weg auf Fehrbellin richteten, schickte er die Obristlieutenants Treffenfeld, Kanowski, Zabeltiz durch die unwegsamsten Orte voraus, ließ alle Brücken, vorzüglich die Brücke von Fehrbellin, zerstören und verbrennen und den linken Flügel unter dem Landgrafen von Hessen-Homburg sich immer an den Feind hängen.

Jetzt sahen die Schweden, daß es unmöglich sey, Fehrbellin zu gewinnen, ohne sich vorerst zu schlagen. Deshalb setzten sie sich denn am 18. Junius eine Stunde davon bey dem Dorfe Hackelberg. Der Kurfürst, frisch im Verfolgen, traf hier bald auf seinen Feind und führte ihm seine wohlgeordnete Schaar entgegen. Aber gegen den Angriff sprachen mancherley wichtige Gründe, die gute Stellung der Schweden, ihre Ueberlegenheit an Zahl, ihr Vorrath an Bedürfnissen, die Ermattung der kurfürstlichen Reiterey nach solchen Geschwindmärschen. Doch in Friedrichs Seele lag bey festem Vertrauen zu Gott, der Gedanke: jetzt oder nie! und so griff er denn herzhaft, frühe Morgens um 8 Uhr, mit dem linken Flügel an. Gleich Anfangs riß eine Kanonenkugel seinen Stallmeister hinter ihm vom Pferde; er blieb unerschüttert. Die kurfürstlichen Truppen hatten einen harten Stand, ihre Artillerie war ohne Bedeckung von Fußvolk und die schwedische Infanterie schwer zu fassen, weil sich die Kavallerie

beständig an sie anschloß. Felsenfest aber standen Friedrichs Regimenter und fochten so muthvoll, daß endlich das schwedische Leibregiment und das ostergothische über den Haufen geworfen wurden. Nun zogen sich die übrigen Schweden in Ordnung auf Fehrbellin zurück, auf dem Wege durch einen Morast gedeckt. Sie erreichten diesen Ort Nachts, setzten mit Zurücklassung von 200 Bagagewagen und 5 Stücken ihre Flucht fort und brannten die durch sie eiligst hergestellte Brücke wieder ab, daher ihnen der Kurfürst erst am 20. Junius weiter nachsetzen konnte; allein bey dem äußerst geschwinden Rückzuge der Schweden kehrte er wieder um. Als man ihm nach dem Siege den Plan des Treffens vorlegte und er alle Umstände, die dem Feinde günstig gewesen, überblickt hatte, äußerte er gegen den Pfalzgrafen Ruprecht: „Alle Soldaten, die aus dieser Schlacht geflohen, hätten den Galgen von Rechtswegen verdient, da sie ihrer Vortheile nicht besser Acht genommen.“

Dieses war der Anfang der gänzlichen Demüthigung der unter Gustav Adolph so hoch gestiegenen schwedischen Macht, die sich unter Karl XII. nur auf kurze Zeit wieder drohend erhob, um völlig gelähmt zu werden. In die Krieger und Unterthanen des Kurfürsten brachte der Tag von Fehrbellin hohes Vertrauen und ver-

schaffte ihm ein Ansehen, das seiner trefflichen Nachkommen Tugenden nicht bloß aufrecht erhielten, sondern auch immer mehr erweiterten.

Die Verjagung der Schwedischen aus Preußen im Jahr 1678.

So glorreich der Tag von Fehrbellin für Preußen war, so ruhmvoll war auch der Sieg über die Schweden, als diese 1678, auf Anzettlung Frankreichs, einen neuen Einfall in das Preußische wagten.

Frankreich, ärgerlich, von einem kleinen Reichsstande in seinen Absichten durchkreuzt zu werden, und daher geschäftig, die anwachsende Macht von Brandenburg niederzuhalten, setzte alle Maschinen in Bewegung, um dem Kurfürsten 1678 einen empfindlichen Stoß zu versetzen. Am meisten rechnete es dabey auf Schweden, das auch ein Heer von 6500 Mann Reitern, 3000 Mann Dragonern und 6500 Fußgängern unter Heinrich Horn aufbrechen ließ. Als dieser das preußische Gebiet betreten hatte, fand er meistens Land-

miliz gegen sich; dadurch ward sein Vordringen bis Insterburg erleichtert. In Preußen hatte man zwar auf die Nachricht von den Rüstungen der Schweden schon Vorkehrungen getroffen und General Görtzke sollte mit 3000 Mann, wozu noch zwey neu zu werbende Regimenter bestimmt waren, für den Fall als der Feind schon über die Memel gegangen wäre, wenigstens Königsberg decken. Weil aber die Schweden, noch ehe er den Weg dahin hatte zurücklegen können, bereits vorgedrungen waren, so faßte der Kurfürst feste, rasche und eines teutschen Fürsten würdige Entschlüsse. Er litt eben selbst heftig an der Brust und übersah die furchtbaren Beschwerden eines weiten und schnellen Marsches; aber die Gefahr war dringend und schloß gewöhnliche Rücksichten aus. Ohne Westphalen und die Besatzungen in Pommern zu entblößen, wurden daher alle Reiter und Dragoner im Märkischen zum Aufbruch befehligt, auch aus jedem dort befindlichen Regiment Infanterie 60 Mann auserlesen. Die Generale Dörfling, Görtzke, Promniz, Schöning, rückten nun mit 3500 an Fußvolk, 4000 Reitern, 1500 Dragonern und 34 Stücken an die Grenzen von Pommern, der Kurfürst aber reiste selbst mit dem Kurprinzen am 30sten December von Berlin ab und kam schon am 10ten Januar 1679 zu Marienwerder an.

General Görtzke hatte sich inzwischen bey dem Vorrücken der Schweden näher an Königsberg angeschlossen, um vor Ankunft des Kurfürsten weder zum Schlagen gezwungen oder gar abgeschnitten zu werden, die Schweden aber thaten sich im Gefühle ihrer siegreichen Fortschritte gütlich und bedrängten das Land sehr. Kaum aber hatten sie von des Kurfürsten Annäherung Kunde, als ihre Bewegungen auch sogleich rückgängig wurden. Der Kurfürst ließ nun vor allem dem weichenden Feinde durch den General Görtzke mit 4000 Reitern und Dragonern und 1000 Fußgängern, die beritten gemacht wurden, nachsetzen, sendete auch zu dem Zwecke eilig noch eine Verstärkung von 1600 Reitern und 1200 Dragonern nach, indessen er selbst noch 18 Meilen von den Schweden entfernt, in der Umgegend alle Schlitten aufbieten ließ, um das Fußvolk nachzuführen. Görtzke war den Schweden so auf der Ferse, daß ihre Reiterey nicht einmal Nachts zur Fütterung ruhig absitzen konnte, und die Bauern schlugen die Zerstreuten tod.

Ueber den Schrecken, mit welchem die Schweden wichen, schmolz ihre Zahl nach Angabe der Gefangenen bis auf etwa 8000 Mann, von denen 2000 durch Krankheit untauglich waren. Der Kurfürst verfolgte sie mit seiner Mannschaft auf Schlitten auf das Geschwindeste, ohne sie errei-

chen zu können. Endlich kam er ihnen nach einem äußerst beschwerlichen Marsche, auf dem der Soldat bey der heftigen Kälte fast erstarrt war, am 20. Januar bey Tilsit, wo sie sich gesetzt hatten, nahe. Hier ließ er der Mannschaft nur etwas Zeit, sich zu erwärmen, aber noch am nämchen Tage ward der Oberst Treffenfeld vorausgeschickt, welcher eine halbe Meile von Tilsit 6 Compagnien feindlicher Dragoner anfiel und sie mit einem Regiment Reiter, das zu ihrer Hülfe herbeyeilte, so zurückwarf, daß General Horn mit Hinterlassung alles seines Mundvorrathes in der nächsten Nacht in größter Geschwindigkeit von Tilsit über die Memel zurückging. Das Unglück brach nun über den erschrockenen Feind von allen Seiten los. Görtzke war dem Nachzuge auf dem Leibe, tödtete davon 1200, nahm 200 gefangen, viel grobes Geschütz und Bagage; General Horn selbst, dem ein Pferd unter dem Leibe erschossen wurde, entkam mit Mühe in das nächste Gebüsch. Der Kurfürst hatte einen Vorsprung am Heydekrug gewonnen und lauerte hier auf den Feind. In dieser verzweifelten Lage wollte sich Horn mit den 3000 Mann, die er etwa noch hatte, auf dem weitesten Wege rechts durch Samogitien zurückziehen. Auch hier verfolgte ihn der Kurfürst noch eine Strecke, bis ihn die heftige Kälte, Erschöpfung der Mannschaft und Mangel nöthigten,

auf den Rückweg zu denken, General Schöning aber mußte dem Feinde mit 1000 Mann Reiterey und 1500 Dragonern weiter nachsetzen und wirklich verbreitete er, so schwer auch seine Aufgabe war, den Schrecken vor sich her bis in die Nähe von Riga, wo man schon fürchtete, der Kurfürst möchte mit seiner nachrückenden Macht erscheinen. Von einer auserlesenen Armee waren jetzt kaum noch 1000 Mann Gesunde und 1500 Kranke zurückgekommen; auf dem Wege durch Samogitien bezeichneten die Leichname der Erfrornen, Verhungerten, an Krankheit und Wunden Gestorbenen, die Strafe bedachtloser oder aus bösen Zwecken unternommener Kriegszüge und dem Preußen schlug das Herz höher, unter seinem großen Fürsten ein neues schon vom Wahne des Sieges trunkenes Heer zerstiebt zu sehen.

Französisches übermüthiges Verfahren der Reunions-Kammern bey Abreißung teutscher Reichsgebiet-Theile.

Bekanntlich wagte es Frankreich nach dem Nimweger Frieden 1680, sogenannte Wiedervereinigungs-

oder Reunions-Kammern zu errichten, welche als Gerichtshöfe des Länder-Besitzes aus nicht ganz bestimmten Stellen des westphälischen Friedens ganze Strecken des teutschen Reichsgebietes Frankreich zuerkannten. Zu den nichtswürdigsten Vorwänden gesellte sich auch noch brutale Gewalt. Die Huldigung in Metz und Breisach, an welchen beyden Orten solche Kammern errichtet waren, mußte Frankreich auf folgende Weise geleistet werden. Der Reichsstand, welcher Ludwig XIV. den Eid schwören sollte, mußte erst auf das demüthigste schriftlich begehren, zu königlichen Hulden und Gnaden aufgenommen zu werden. Hierauf bestimmte man ihm eine Zeit, zu der er vor der Kammer ohne Sporen, Degen, Handschuhe und Huth erscheinen und sein schriftliches Ansuchen mündlich wiederholen mußte, der Präsident der Kammer fragte ihn nach diesem, ob er, warum er schriftlich nachgesucht und was er angelobt hätte, getreulich halten und demselben nachkommen wolle? War diese Frage mit einem Ja bekräftiget, so mußte der neu Unterworfene seine Hände wie zum Gebete falten und vor dem Präsidenten niederknieen, worauf dieser seine Hände auf jene des Knieenden legte und sprach: „So nehme ich Euch denn in königliche Huld, Protection und Gnade an und auf, thut Eurer Pflicht gemäß, so wird Euch Heil wiederfahren!“

Der Aufstand des armen Konrad, im Jahre 1514*).

Der Herzog Ulrich von Wirtemberg trat im Brachmonate des Jahres 1503, als ein Jüngling von sechszehn Jahren, die Regierung seines Landes an, nachdem ihm dieselbe von seinem

*) Quellen: J. Tethingeri Commentar. de reb. Wirtemb. 8. Freyburg, 1545, auch in Schardii Script. rer. german. — J. Betzii hist. Ulrici duc. Wirtemb. in Ayrmanni Syllog. anecdot. — J. Linturii appendix ad Werneri Rolevink de Laer fascicul. tempor. in Pistorii Script. German. — Crusius. — Mehrere Actenstücke in Steinhofer, Sattler und Eisenbach, besonders die, im Namen des Herzogs und der Landschaft erlassene Wahrhafftig underrichtung der uffruren und Handlungen sich im fürstenthumb Wirtenberg begeben Anno fünfzehenhundert und Vierzehn. Die letztre ist aber ein Beweis, daß die im neunzehnten Jahrhundert so oft und so glücklich geübte Kunst, die Thatsachen nach den Zwecken einer Parthey zu stellen, auch den Alten nicht fremd war. „In dieser Erzählung, sagt Spittler, herrsche

Oheim, dem Herzoge Eberhard, dem Jüngern, schon fünf Jahre früher angefallen war. Diesem hatten die Landschaft, die Räthe, die Amtleute und das Hofgesinde ihre Pflicht aufgekündigt, weil er ein unwesentliches, untaugliches und mangelhaftiges Regiment führte, und nur nach seinem Gefallen und nicht anders, ein Herr des Landes seyn wollte. Die Jugend des neuen Regenten und die pedantische Erziehung, die man ihm gegeben hatte, konnte die Besorgnisse des Volkes erregen; die schwäbische Treuherzigkeit überließ sich aber den besten Hoffnungen und sah in der ungestümen Lebenslust des Herzogs, in seinem wilden Reiten und Turnieren und in seiner Jagdliebhaberey nur ein Brausen der Jugend, gegen das der reifende Verstand und der männliche Wille doch seiner Zeit sein Recht behaupten mußte. Ueberdieß schien auch die Gunst der Umstände der neuern Regierung das trefflichste Gedeihen zu versprechen. Der Kaiser Maximi-

viel schlaue historische Wendung und viel partheyische Unvollständigkeit." — Unter den neuern Darstellungen der Geschichte dieser Zeit ist, durch richtige Zusammenordnung, Umsicht und Klarheit, von vorzüglichem Werthe: Der Tübinger Vertrag, oder die Wiederherstellung der Wirtembergischen Verfassung unter dem Herzoge Ulrich. 8. 1816.

lian hatte den jungen Fürsten und das Land in seinen besondern Schutz genommen, und um das Band noch enger zu knüpfen, seine Nichte, die Prinzessin Sabine von Baiern, zur Gemahlin des Herzogs bestimmt. Mit den mächtigsten Fürsten des Reichs bestanden die besten, freundschaftlichen Verhältnisse. Einen großen Glanz verbreitete der Erfolg der pfälzischen Fehde über die neue Regierung, indem durch sie das Land mit sieben Städten und der Schirmvogtey über vier Klöster gemehrt ward. Auf den Reichstagen und an den auswärtigen Höfen erregte Ulrich durch die Zahl und die Pracht seines Gefolges allgemeine Bewunderung. Bey der Feyer seiner Vermählung mit Sabinen hatten sich gegen siebentausend Fremde in Stuttgart eingefunden. Man hatte seit Menschengedenken in Teutschland einen solchen Zusammenfluß erlauchter Herrn und Frauen, solchen Aufwand und solche Herrlichkeit nicht gesehen *).

Dieß kostbare und fröhliche Leben nahm aber mit dem Hochzeittage kein Ende, im Gegentheile ergab sich der Herzog demselben von nun an im-

*) Non fuerunt tales nuptiae celebratae, tam sumtuosae, tam magnificae tamque dapiferae a longis temporibus, ut fuere istae. Christ. Tubingeri hist. fund. Blabyr. ad ann. 1511.

mer mehr, und er schien in ihm den Widerwillen ersticken zu wollen, mit dem er Sabinen seine Hand gegeben hatte. Der Hof wimmelte von Sängern, Spielleuten und Gauklern; unaufhörlich wechselten Feste, Turniere und andere Kurzweil mit einander ab; der Adel strömte in großer Zahl herbey, um Theil zu nehmen an diesem Schwelgen, das ihn nichts kostete; oft von mehreren hundert Rittern begleitet, zog der Herzog zu den Fürsten, seinen Freunden, und zeigte dem Auslande seine Pracht. Die heimatlichen Fluren erfüllten indeß jagdbare Thiere aller Art, und was sie von den Hoffnungen des Landmanns nicht verzehrten, verwüsteten die Reisigen und Waidleute, indem sie mit Rossen und Hunden die Aecker und Weinberge durchhetzten. Tag und Nacht lag der Herzog dem Waidwerke ob, und erwarb sich den Ruhm eines tüchtigen Jägers, indem er nicht selten Bären und wilde Schweine stehend mit dem Jagdspieße erlegte. Mit großen Kosten ließ er Hunde selbst aus Spanien, Frankreich und England herbeybringen; ein gewaltiger Bullenbeißer war sein unzertrennlicher Begleiter. Indem er auf solche Weise den Ertrag des Landes und den Erwerb der Unterthanen vergeudete, blieb ihm der Beruf des Regenten fremd. Die Verwaltung der öffentlichen Geschäfte war der Willkühr des Kanzlers Georg Lamparter, des

Erbmarschalls Konrad Thumb und des Landschreibers Heinrich Lorcher überlassen, und diese, eifersüchtig auf die Erhaltung ihrer Macht, und emsig, um sich zu bereichern in dem zerrütteten Haushalt ihres Herrn, sahen ihren Vortheil nicht in der Herstellung der Ordnung. Umsonst waren die Klagen der Unterthanen über die Bedrückungen, die sie duldeten, und über die wilde Art, mit der ihre Rechte verletzt und ihr Eigenthum beeinträchtigt wurde; umsonst erhuben treue Beamten ihre Stimme über die Eingriffe der Begünstigten in das landesherrliche Besitzthum, über die Verachtung der alten guten Gesetze und über die Auflösung aller Ordnung und Polizey. Die Landstände hatten die Machthaber zum Verstummen gebracht.

Bey dem verschwenderischen Leben des Herzogs und bey der zugleich eingerissenen Nachlässigkeit und Treulosigkeit in der Verwaltung des öffentlichen Haushalts wurden die härtesten und ungerechtesten Maaßregeln genommen, um von dem armen Unterthanen zu erpressen, was auf rechtlichem Wege nicht zu erreichen stand. Oftmals wurden der Landschaft große Summen abgedrungen, die sie nicht schuldig gewesen. Der Landschaden wurde immer mehr erhöht. Man erfand neue Kanzleytaxen und Sporteln und steigerte die alten. Auf die Güter des Landmanns

legte man mannigfaltige neue Lasten. Das Jahr 1512 brachte auf ewige Zeiten einen erhöhten Weinzoll. Vielen Orten wurde ihr Waidrecht genommen und zum Vortheile der Herrschaft verpachtet. Vermögliche Landesinnsassen wurden genöthigt Anlehe zu machen; Aemter und Gemeinden mußten sich als Bürgen an ausländische Gläubiger verschreiben. Aber alle diese Anstalten einer pflichtvergessenen und zerstörenden Landesverwaltung reichten nicht zu, die Bedürfnisse des verblendeten Fürsten zu stillen. Die Schulden überstiegen bereits die Summe von einer Million Gulden. Viele Capitalien wurden mit 10 und 12 vom Hundert verzinst. Niemand wollte mehr borgen. Man nahm sogar seine Zuflucht zu Veräußerungen von Waldungen und Cammergütern, und statt die Ausgaben einzuschränken und die Verwaltung zu verbessern, ließ man die Verderbnisse der letztern und den verschwenderischen Aufwand fortdauern, wie zuvor. Indeßen mahnte die Noth immer dringender daran, auf die Entdeckung von durchgreifenden Hülfsmitteln zu sinnen. Man suchte diese abermal in den Beuteln der Unterthanen. Der Herzog, begleitet von seinen vertrauten Rathgebern ritt in die Städte des Landes und machte den Gemeinden den Vorschlag; „damit er seinem Stande gemäß bey den „Unterthanen und sie hinwiederum in Friede und

„Ruhe unter seinem Schutz und Schirm blei„ben mögen," sollten sie ihm „zur Erleichte„rung der Schuldenlast" auf zwölf Jahre lang von einem Gulden Hauptguts jährlich einen Pfennig bewilligen; wogegen er sich erbot, den Landschaden auf immer fallen zu lassen, und denen, die aus dem Lande ziehen wollten, den freien Zug zu gestatten. Das Volk schien sich auch unter diese Bürde zu fügen, und schon reisten Abgeordnete der Landschaft umher, um mit den Amtleuten jedes Orts die Güter anzuschlagen. Da aber das Geschäft der Schätzung langsam von statten ging, verschaffte diese Operation keine so schnelle Hülfe, wie man in der dringenden Verlegenheit sie bedurfte. Ueberdieß that die Landschaft ihr Amt, durch Bitten und Vorstellungen, der Herzog möchte doch Einsehen und Mitleid haben, und die verlangte Hülfe noch eine Zeitlang nachlassen, weil den Weinbau zwey Mißjahre nach einander getroffen und der Unterthan so sehr erschöpft sey. So ging man von dem ersten Plane ab; aber da man doch Geld haben mußte, so ward ein anderer Vorschlag desto williger gehört, der als ein interessanter Beweis gelten kann, wie in jener Zeit der Scharfsinn landesverderblicher Finanzmänner sich erwies. Es sollte nämlich auf das Fleisch und das Mehl eine Abgabe gelegt, und das Umgeld vom Wein auf die

sechste Maaß gerichtet, zur Erleichterung des Einzugs aber Gewicht und Maaß um so viel verringert werden, als die Abgabe betrug. Es sey, ward versichert, eine solche Besteuerung leicht ins Werk zu setzen, und sie treffe auf gleiche Weise geistlich und weltlich, edel und unedel, heimisch und fremd. Indeß ward das Ansinnen darüber, so wenig als über die früher vorgeschlagene Vermögenssteuer an die Landschaft gemacht; man hoffte mit den Einzelnen leichter zum Ziel zu kommen. So wurden Unterhandlungen mit den Städten und Aemtern eröffnet und sogar viele Privatpersonen vernommen, was denn, indem man es weder an Verheißungen noch an Drohungen ermangeln ließ, die Folge hatte, daß die Mehrheit der Befragten die Hülfe bewilligte. Nur Göppingen, Wildberg und Bulach erklärten standhaft ihre Weigerung.

Als das Gerücht von dieser Uebereinkunft auf dem Lande erscholl, erhub sich in allen Städten und Dörfern die Stimme des Unwillens. So weit hatte man doch nicht gedacht, die Verkehrtheit getrieben zu sehen, daß der Unterthan für Wein und Fleisch bezahlen sollte, was er gar nicht erhalten hatte. Auch regte sich diese Empfindung in Gemüthern, die bereits im höchsten Grade gereizt waren. Längst hatte der Herzog die Liebe und die Achtung seiner Unterthanen ver-

loren, und es lag ihr wohlverdienter Fluch auf seinen Rathgebern. Bis zur Verarmung hatte man sich den landesherrlichen Launen und Ausschweifungen aufgeopfert; alles Recht und alle Sicherheit war in dem elenden Sclavenleben untergegangen; der Aufschrey der Verzweiflung erschallte durch das ganze Land. Es fehlte auch nicht an äußern Ermunterungen, um dieser Verzweiflung ihren Lauf zu lassen. Beynahe in ganz Teutschland füllte gährende Unzufriedenheit die Gemüther des Landmanns, der sich bey dem steigenden Luxus der Großen und bey den Kosten, welche die Fürsten auf ihre Provisionen und Söldner zu verwenden anfingen, immer mehr bedrückt sah. Auch hatten die Wirtemberger ein nahes Beyspiel von Widerstand gegen ungerechte Gewalt vor sich, indem kurz zuvor die Unterthanen der Bischöfe zu Speyer, Cöln und Worms sich gegen ihre Zwingherrn empört hatten. Ueberdieß schien der Himmel selbst das Volk zu großen Bewegungen aufzufordern oder sie ihm zu verkündigen, wie man denn am 12. Januar 1514 zu Stuttgart und im ganzen Lande drey Sonnen am Himmel sah, jede mit der Figur eines feuer- und blutrothen Schwerdtes bezeichnet.

Indessen war in dem allgemeinen Mißvergnügen doch die schwäbische Fröhlichkeit und Geselligkeit nicht untergegangen. Seit Jahren schon

bestand in dem schönen Remsthal, das sich von der alten Reichsstadt Gmünd in das herrliche Gelände des Neckars hinunterzieht und durch seine Rebenhügel und seine mannigfaltigen Pflanzungen eben so viel Reiz als Segen darbietet, eine Verbrüderung unter den Landleuten, die sich ihr Elend erträglich zu machen suchten, indem sie über dasselbe spotteten, und durch Scherz und Schwänke sich erheiterten. Sie nannten sich die Gesellschaft des armen Keinraths.*) Kein reicher und kein Bettler ward in ihren Bund aufgenommen, jeder aber der mit Schulden und Nahrungssorgen rang und in Mangel und Beschwerde das Leben hinschleppte. An der Spitze des Vereins stand ein Vogt, der die Aufgenommenen in ein Verzeichniß eintrug und ihnen dann bey dieser Gelegenheit Güter verschrieb, die am Hungerberge, in der Fehlhalden oder am Bettelrain lagen; wogegen sie aber auch angeloben

*) D. h. die Gesellschaft der Rathlosen, der Verlassenen. („Kein rath, hoc est, inops, cui nec res, nec spes. Tethingerus"). Da das Wort in der Aussprache des Landes genau so klingt, wie der ähnliche Mannsname, so sprach man von dem armen Konrad, und die spätern Historiker erzählten nun von einem „armen aber scherzhaften Gesellen, Namens Konrad," (Steinhofer) „der den Bund gestiftet."

mußten, die Gesetze der Gesellschaft zu erfüllen. Man hielt Zusammenkünfte, wo man durch kurzweilige Reden und Späße das Gefühl der herrschenden Noth betäubte. Die Genossenschaft „des armen Konrads" war zu sehr in dem Geschmacke des Volks, als daß sie nicht den Beyfall desselben hätte finden sollen. In großer Zahl kamen muthwillige und lustige Gesellen herbey, um sich mit ihr zu vereinen, und bald sah man sie auch jenseits der Berge verbreitet, die das Remsthal einschließen.

Auf solche Weise wurde diese Verbrüderung der Vereinigungspunkt vieler Mißvergnügten im Lande, und was äußerlich in possenhafter Gestalt erschien, nährte in seinem Innern den Keim der Unzufriedenheit mit dem öffentlichen Zustande und des Hasses gegen den Regenten. Am meisten gährte aber dieser Haß an den Ufern der Rems, wo der Unsegen der vorigen Jahre verderblicher und der den Handel hemmende Weinzoll drückender war, als in andern Gegenden, weil hier der größte Theil der Bewohner beynahe all' seinen Erwerb von dem Gewächse der Rebe zieht. Als nun der herzogliche Befehl von der neuen Abgabe auf die Lebensmittel im Thale verkündigt und Muster von den verringerten Gewichten an den öffentlichen Orten niedergelegt wurden, verließ den armen Konrad mit einemmale

sein fröhlicher Sinn, und ernst und drohend trat er auf, um sich dem wiederholten Unrecht, das der Regent zu begehen im Begriffe war, zu widersetzen. Es arbeiteten die Landleute von Beutelspach auf dem Felde, indem sie zugleich sich besprachen, über den Druck der neuen Schatzung. Da nahm einer von ihnen, genannt der Gaiß-Peter, seine Spate, zog mit derselben einen weiten Kreis um sich her, und redete zu ihnen: „der arm Konrad heiß ich, bin ich, bleib; „wer mit mir ist, der trete in diesen Ring.“ Die Umstehenden kamen herbey; ihre Zahl mehrte sich; alle gelobten, die Ungebühr nicht zu dulden, die ihnen angesonnen war. Es zog dann der Haufen auf das Rathhaus und in die Mezig des Dorfes, nahm das neue Gewicht und Maaß hinweg, und trug es, unter dem Schall der Trommeln und Pfeifen, an die Rems, um vermittelst der Wasserprobe seine Zulässigkeit zu versuchen. „Schwimmt das Gewicht oben, sprach der Gaiß-Peter, so hat die Herrschaft, sinkt es unter, so haben wir Recht,“ und der Erfolg entschied für die Bauern*). Das Geschrey von der That der Beutelspacher erscholl schnell durch das mit

---

*) Der Ort, wo die Beutelspacher das Gewicht der Wasserprobe unterwarfen, heißt noch jetzt die Wage. S. J. G. Rösch's Schorndorf und seine Umgebung. S. 45.

vielen volkreichen Dörfern erfüllte Thal, und an einigen Orten wurde sie, noch denselben Tag — es war den Sonnabend vor dem Osterfeste, am 15. April — wiederholt. Zugleich lief das Volk zusammen, und man ward des Raths, in die Amtsstadt nach Schorndorf zu ziehen, und daselbst fortzusetzen, was so muthig begonnen war. Ein Haufen, einige tausend Köpfe stark, erschien vor den Thoren der Stadt und forderte trotzig die Abstellung der Neuerung. Aber der Statthalter Balthasar Adelmann von Adelmannsfelden, der Vogt Georg Gaißberger und das Gericht, sprachen den Bauern freundlich zu, reichten ihnen Brod und Wein, und verhießen ihnen ihre Verwendung bey dem Herzoge, der gewiß ein gnädiges Einsehen haben werde, wodurch der Haufen zertrennt und die Stadt erhalten wurde. Indessen verbreitete sich das Gerücht von diesen Ereignissen schnell im ganzen Lande; das Volk lobte die That der Remsthäler; der arme Konrad, hieß es, soll überall gestiftet und erneuert werden; es war eine große Bewegung und Unruhe in den meisten Vogteyen des Herzogthums.

Hierüber gerieth der Erbmarschall, der Kanzler und der Landschreiber in große Angst, indem sie wohl wußten, auf welche Köpfe das drohende Gewitter, wenn es zum Ausbruche kommen sollte,

am ersten treffen würde. Sie sorgten für die Verwahrung der Schlösser und Städte, befahlen den Amtleuten auf die Meuterer gute Acht zu haben, und meldeten dem Herzoge, der sich eben bey seinem Freunde, dem Landgrafen Philipp in Hessen aufhielt, was sich im Lande begab. Am 11ten May bey spätem Abend kam Ulrich in Stuttgart an. Sogleich erging eine Aufforderung an die von Schorndorf, daß sie als getreue und gehorsame Unterthanen sich wider die Aufrührer verhalten und sie nicht in die Stadt einlassen sollten. Sämmtliche Aemter wurden ermahnt, sich des remsthalischen Aufruhres nicht theilhaftig zu machen, die Neuerung mit dem Umgeld aber gänzlich aufgehoben. Der Herzog ritt dann selbst nach Schorndorf, versammelte die Bewohner des Landes, die in großer Zahl unbewaffnet herbeykamen, und bewirkte durch seine Zusprache, daß sie demüthig um Verzeihung baten. „Sie seyen, versicherten sie, unwissend, wie und „durch wen, in diese Empörung gekommen, und „wollten das nimmer thun, sondern solches mit „Darstreckung Leibs und Guts wiederbringen.“

Indessen dauerte die Gährung in den andern Aemtern des Herzogthums fort. Die Aufhebung der neuen Schätzung konnte die Gemüther nicht beruhigen, da sonst der gerechten Beschwerden noch so viele waren. Mehrere herzogliche Diener erreg=

ten neue Erbitterung, indem sie von diesen Unruhen Veranlassung nahmen, die Unterthanen ihre Macht recht empfindlich fühlen zu lassen, und die rohesten Mißhandlungen an ihnen auszuüben. Den größten Unwillen aber erregte die Sage, die sich schnell durch das ganze Land verbreitete, der Herzog ziehe fremde Kriegsvölker herbey, um vermittelst ihrer seinen tyrannischen Willen durchzusetzen. Die Remsthäler fühlten sich hierdurch gedoppelt entrüstet, da sie nun in den freundlichen Worten, die der Herzog zu ihnen gesprochen, eine höhnende Täuschung sahen. Schorndorf wurde abermals der Mittelpunkt des Aufstandes. Die Mißvergnügten kamen in dem Hause des Messerschmids Kaspar Bregenser zusammen, verschworen sich bey einander zu bleiben, setzten sich mit den Gleichgesinnten auf dem Lande in Verbindung und ließen durch ihren Genossen, Ulrich Entemaier*), Briefe an die entferntern Aemter und Gemeinden ergehen, worin ihnen das Vorhaben des Herzogs, das Land mit fremdem Volke zu überfallen, mitgetheilt, und sie ermahnt wur-

---

*) „Den Stammvater aller ungerathenen Schriftsteller" sagt Sattler. Uebrigens lebt sein Name noch im Munde des Volks. Man nennt nemlich in Wirtemberg itzt noch jeden Winkeladvocaten oder unbefugten Memorialienschreiber einen Entemaier.

den, treulich bey ihnen zu halten. Am 28sten May kamen die Thätigsten unter den Unzufriedenen auf der Kirchweihe zu Unter-Türkheim zusammen, und hielten einen Rath, wie das ganze Land in Aufstand zu setzen sey. Der Gaiß-Peter lief mit großer Emsigkeit umher, um allenthalben die Flamme anzublasen. Die Remsthäler bildeten sich in einen geordneten Haufen, und wählten Hansen Vollmar, von Beutelspach, zu ihrem Hauptmann, und Schwarzen, des Hansen Sohn, zum Waibel. Ueberall entbrannte der Haß des Volkes gegen die Regierung in wilder Heftigkeit. Man vernahm viel böser, vergifteter und schmählicher Reden gegen den Herzog und seine Rathgeber, und die Ungestümsten hatten es keinen Hehl, daß man jenen gefangen nehmen und wenn er nicht bewillige, was gefordert werde, ermorden sollte. Bald fanden sich Anführer und Rottmeister unter den Mißvergnügten, man setzte Beamte und Magistrate ab, bemächtigte sich der Städte und Schlösser, verweigerte den Behörden den Gehorsam; fiel in die Waldungen und tödtete dem Herzog das Wild, das ihm so sehr am Herzen lag. Und doch hatte er keine Macht, um solchem Unfuge zu steuern. Denn bereits standen große Volkshaufen bewaffnet, und wo der Aufruhr noch nicht ausgebrochen war, hatte doch Niemand den Muth, den Aufrüh-

rischen zu widerstehen. Die Sturmglocke rief der letztern immer eine größere Zahl zusammen; Fahnen, in denen der arme Konrad vor einem Marienbilde knieend oder auch schwarze geschränkte Schwerdter abgebildet waren, wurden vor ihnen hergetragen. Auf der ganzen Alb, an der Murr, um Winnenden und Leonberg, in mehrern Gegenden am Neckar, im Weinsperger- und Kocherthal, an der Enz und an der Zaber, desgleichen in den südlichen Vogteyen waren die meisten Orte aufgestanden; es blieb beynahe bloß der Schwarzwald von der Ansteckung unberührt. So war der Bauer Meister im Lande; die bürgerliche Ordnung löste sich auf; der Adel, die Vornehmen und die Reichen ängsteten sich über die Zeichen dieser drohenden Zeit. Indeß bewährte das seiner Ketten entlassene Volk, im Gebrauche seiner Ungebundenheit und seiner Waffen, einen achtbaren Sinn. Es wollte Abstellung seiner Beschwerden; aber sein Trotz sollte bloß denjenigen gelten, die sein Elend verschuldet hatten. Kein Blut wurde vergossen, kein Besitzthum, als etwa das herzogliche verletzt, die Sicherheit der Personen und des Eigenthums heilig gehalten.

Der Herzog glaubte die Gefahr, die ihn umgab, zu beschwören, indem er auf den 25sten des Brachmonats einen Landtag nach Stuttgart ausschrieb, auf welchem die Unterthanen über die

men, erbarn und redlichen Mann" um Mandate und Schutzbriefe, auf daß sie, ihre Weiber, Kinder, Hab und Gut vor aller Gewalt, insonderheit der Bürgerschaft zu Stuttgart und der gemeinen Landschaft gesichert bleiben möchten. Sie vergaßen jedoch dabey das Erbieten nicht, vor jedem Richter, peinlich oder bürgerlich, zu Recht zu stehen.

Der Landtag wurde zur bestimmten Zeit in Stuttgart eröffnet. Es erschienen auf demselben die Prälaten und von den Städten der Vogt, einer aus dem Gerichte und einer aus der Gemeinde. Zugleich sah man eine glänzende Reihe fremder Gesandten, welche gekommen waren, um zwischen dem Herzoge und dem Lande zu vermitteln. Der Kaiser hatte den Grafen Georg von Montfort, den Schenken Christoph von Limburg und den Doctor Johann Schad, der Kurfürst von der Pfalz den Schenken Valentin zu Erbach, den Kanzler Florenz von Venningen und Franzen von Sickingen, der Bischof von Würzburg den Probst zu Komburg, Peter Aufseß und Ludwig von Hutten, der Markgraf von Baden Plikher Landschaden abgeordnet; die beyden Bischöfe von Straßburg und Konstanz aber waren persönlich erschienen. In den Landständen war, sogleich nach ihrer Ankunft in Stuttgart, große

Entrüstung erregt worden, als sie vernahmen, daß der Herzog auswärtige Fürsten und Herrn aufgefordert, mit Reisigen und Fußvolk ihm zu Hülfe bereit zu seyn. Die Unruhe vermehrte eine Menge Abgeordnete von den Dörfern, welche in der Stadt angekommen waren, um bey den Verhandlungen die Ansprüche und Rechte des platten Landes, die sie durch die Herrn aus den Städten nicht gewahrt glaubten, geltend zu machen, ohne daß sie jedoch zu den Sitzungen Zutritt erhielten. Die Stuttgarter Bürger, die nächsten Beobachter des Unfugs und der Tyranney, die bisher von dem Regenten und seinen Genossen verübt worden, trugen eben so wenig zu Förderung der Ergebung bey, als die Gesandten der Bauern. Darüber erzürnt, ritt Ulrich mit seinen Rittern und Räthen nach Tübingen. Die Prälaten und die Abgeordneten der Städte folgten ihm dahin nach. Die Gesandten der Aemter aber blieben in Stuttgart zurück.

Der Herzog begann die Verhandlungen, indem er von den Landständen eine stattliche Hülfe verlangte, mit dem Erbieten, daß er sich also in den Handel schicken wolle, daß er bey den Unterthanen und die Unterthanen bey ihm, löblich und wie sich gebührt, sitzen mögen; wobey er zugleich Unterstützung gegen die Anfänger des Aufruhrs und gegen die so im Ungehorsam beharren, forderte. Auch die Landstände erklärten sich erbötig,

dem Herzoge in allen ehrlichen und ziemlichen Sachen treu und gewärtig zu seyn, auch Leib und Gut bey ihm aufzusetzen, wogegen sie sich aber versahen, daß er mit dem Erbieten und Rath seiner Landschaft ein Einsehen haben werde, damit er bey Land und Leuten, und sie bey ihm, in ehrlichem und friedsamem Stande bleiben können. Dieser Erklärung aber folgte eine lange Darstellung der Beschwerden des Landes, zwar mit Bescheidenheit, aber wahr und freymüthig gefaßt, aus welcher hervorgeht, daß es beynahe kein Uebel und kein Verderbniß gebe, woran nicht die wirtembergische Staatsverwaltung in dieser unglücklichen Zeit gelitten hätte. Durch den Eifer der Vermittler gelang es, daß die Sache schneller zu ihrer Erledigung kam, als man irgend erwarten konnte. Denn schon am St. Kilianstage (den 8ten Juli) wurde die Urkunde unterzeichnet, die als ein neuer Aufschluß des bürgerlichen Vertrags zwischen dem Regenten und seinem mit ihm entzweyten Volke gelten konnte. Vermöge derselben sollte künftig ohne Wissen, Rath und Willen gemeiner Landschaft von Land und Leuten nie wieder etwas versetzt oder verändert werden, auch die Landschaft nicht schuldig seyn, sich ferner für den Fürsten, als Mitschuldner zu verschreiben; der Landschaden sollte aufhören und keine außerordentliche Schatzung mehr aufgelegt werden; Kriege zur Rettung von

Land und Leuten, zur Handhabung der Herrlichkeit des Herzogs und zur Haltung seiner Einungen sollen mit Rath und Hülfe, andere Kriege aber mit Rath, Wissen und Willen der Landschaft unternommen werden; jeder neue Landesherr soll bey seinem Regierungsantritt, sich im Worte der Wahrheit und bey fürstlichen Würden verpflichten, die Freiheit der Landschaft zu halten, und bevor dieß geschehen, ihm kein Gehorsam geleistet werden; in peinlichen Sachen soll niemand anders, denn mit Urthel und Recht bestraft und jedem Auswandernden der freie Abzug gestattet werden. Dagegen übernahm die Landschaft 910,000 Gulden herzoglicher Schulden, und machte sich verbindlich, Ulrichen von neuem den Eid der Treue und des Gehorsams zu schwören. — Dieser Vertrag, den ein die meisten Beschwerden erledigender Abschied begleitete und der von dem Herzoge zwey Tage nach der Unterzeichnung bestätigt wurde, gewährte dem Volke Vortheile, die es als einen Ersatz für die erlittenen Bedrängnisse ansehen konnte, und ward die Grundlage der trefflichen Verfassungsrechte und Freiheiten, welche die Wirtemberger von dort an Jahrhunderte hindurch behauptet haben, bis auch unter ihnen, im Zeitalter Napoleons, willkührliche Gewalt den wohlbegründeten Rechtszustand mit frevelnder Hand zerstörte.

Während dieser Verhandlungen stunden die bewaffneten Haufen, die sich zusammen gethan hatten, ruhig in ihren Lagern und die Abgeordneten der Aemter erwarteten den Ausgang in Stuttgart. Nun aber erging der Befehl, daß jedermann dem Herzoge auf den neuen Vertrag angeloben sollte: welches Angelöbniß zu empfangen, herzogliche Räthe in die Städte ausgesandt wurden. Während in vielen Orten der Werth des errungenen Sieges anerkannt und freudig zur Huldigung geschritten ward, fanden die Räthe in andern desto größere Schwierigkeiten. Man sträubte sich zu schwören, so lange nicht allen Beschwerden abgeholfen worden; man bestand besonders fast überall auf der plötzlichen Steuerung des Wildschadens; man forderte Abschaffung der Beamten; man gab den herzoglichen Bevollmächtigen böse und empfindliche Reden; man behielt noch immer die Waffen in der Hand. Am heftigsten und drohendsten erwies sich aber diese Widerspenstigkeit abermals im Remsthale. Der Herzog, der sich erinnerte, wie wirksam vor Kurzem seine Gegenwart zur Stillung des Aufstands in dieser Gegend gewesen, begab sich selbst nach Schorndorf, um die Huldigung in Person zu empfangen. Die Bewohner der Amtsorte erschienen in großer Zahl, aber alle in Rüstung, mit Wehren und Harnischen; an sie schlossen sich die Bürger

der Stadt gleichfalls bewaffnet an. Nachdem ihnen der Tübinger Vertrag war vorgelesen worden, erneuerten sie, mit heftigen Ausdrücken, ihre alten Klagen, über „des Herzogs unwesentliches Thun," die große Hofhaltung, die Erpressungen und die Unredlichkeit seiner Diener, und forderten mit Troß Abstellung aller dieser Uebel. Der Herzog begab sich nun mit seinem Hofgesinde selbst hinaus auf den Platz, wo die Bauern versammelt waren, sprach freundlich und milde mit ihnen, und ermahnte sie, den Vertrag anzunehmen, und in Zukunft fleißig und im Frieden auf ihren Gütern zu leben. Die Worte des Herzogs wurden stille angehört; als aber nun der Marschall dem Volke befahl, näher zu treten, um dadurch seine Zustimmung zu der gehörten Ermahnung zu geben, gerieth der ganze Haufen in Aufruhr, man bedrohte die mit dem Tode, die den Befehl des Marschalls befolgen würden, man schimpfte über die Finanzen und über die trügerischen Räthe und Amtleute, man sagte dem Herzoge die größten Bitterkeiten im rohesten Tone. Er fand es räthlich, sich zurückzuziehen. Aber in demselben Augenblicke sah er sich umringt; man fiel seinem Pferde in den Zaum; Veit Baur von Buch stach mit einem Spieße nach ihm; Ruprecht von Beutelspach rief fluchend aus dem Haufen, man sollte „den

„Schelm todt schießen.“ — Nur mühsam rettete sich der Herzog aus den Händen der Rasenden. Er suchte seine Sicherheit in der Stadt; aber da er dieselbe bereits von den Aufrührern überrumpelt fand, floh er mit seinen Begleitern in größter Eile nach Stuttgart*). Den Bauern ward vier Tage Bedenkzeit gegeben, um sich zu erklären.

Schorndorf und das ganze Thal ward nun der Schauplatz neuer Zerrüttungen. Unter den bewaffneten Haufen selbst herrschte die größte Zwiespalt. Die einen wollten sich vertragen, die andern nicht. Die Partie der Gemäßigten aber unterlag, und so setzte sich eine Rotte von 600 Mann das Thal hinunter in Bewegung, um durch ihr Beyspiel die Empörung wieder im ganzen Lande aufzuregen. Zu Gerstetten kamen, beauftragt von dem Herzoge, Hans Gaißberger, Vogt zu Stuttgart und zween von den Gerichten ihnen entgegen, mit dem Erbieten, sich in gütliche Handlung mit ihnen einzulassen. Aber sie antworteten mit Hohn, zogen weiter und lagerten sich auf dem Capellenberg bey Beutelspach. Bald folgte ihnen ein neuer Haufe von Schorn-

*) Dux novitate rei perculsus, admirans insaniam vulgi, Stuttgardiam citus abit, una cum suis equitibus. Tethingerus.

dorf nach, der überall auch die Bessergesinnten zwang, sich mit ihm zu vereinigen. Es kamen die Mißvergnügten aus den benachbarten Oberämtern mit Fahnen und Wehren herbey, und gelobten den Remsthälern, mit ihnen zu halten. Die Zahl der Aufrührer mehrte sich auf einige Tausende. Sie zwangen die umliegende Orte, ihnen Lebensbedürfnisse zu liefern. Die Städte Schorndorf und Backnang mußten Reisewägen schicken. Dem Abte von Adelberg wurde Brod und Wein abgefordert. „Wenn er es nicht schicke, „werde man es holen; er möge bedenken, was „ihm nützlicher sey.“ Aus den Aeußerungen und den frechen Thaten der Bauern ging der Anschein hervor, daß der Aufruhr jetzt erst mit Raub, Plünderung und Blutvergießen ausbrechen werde.

Der Unfug, welcher vor den Thoren von Schorndorf statt gehabt, hatte den Herzog zu der Gewißheit geführt, daß auf dem Wege der Güte nichts Ersprießliches bewirkt werden könnte. Er schrieb deshalb an seine Bundesgenossen den Pfalzgrafen, den Markgrafen von Baden, und die Bischöfe von Constanz und Würzburg, daß sie ihm die versprochene Hülfe leisten, desgleichen an viele andere Herrn und Ritter, die ihm verpflichtet waren, daß sie, so stark sie

seyen, wohlgerüstet ihm zuziehen möchten. Auch wurden die getreuen Städte und Aemter aufgemahnt, ohne Verzug ihre wehrhafte Mannschaft zu schicken. Unter den letztern erwies sich die Stadt Tübingen am eifrigsten zum Dienste des Herzogs. Sie sandte, unter ihrem Hauptmann Ernst von Fürst, in schleuniger Eile, ein treffliches bewährtes Fähnlein Knechte von 500 Mann, zu welchen unterwegs noch das 100 Mann starke Fähnlein von Balingen stieß. Der vereinte Haufen zog nach Waiblingen, wo sich die Räthe des Herzogs befanden, die durch Abgeordnete von dem zu Stuttgart wieder versammelten Landtage noch immer vergeblich mit den Aufrührern auf dem Capellenberge unterhandelten. Zugleich kam auch das Fähnlein von Stuttgart herbey, dem die von Canstadt und von Kirchheim nachfolgten. Die aus 300 Pferden bestehende Hülfe des Bischofs von Würzburg war bereits (29sten Juli) zu Laufen eingerückt. Die zahlreichen Söldner und Reisigen des Herzogs schlossen sich an das Volk aus den Städten an. Indem sich den Aufrührern gegenüber eine solche Macht zusammen zog, geriethen sie in Schrecken. Ihre Hoffnung, daß ihre Partie aus andern Gegenden des Landes verstärkt werden würde, sahen sie vereitelt. Sie fingen an, Mangel an Lebensmitteln zu leiden. Die

andringende Gefahr trennte die Gemüther und die Meynungen. Viele, die an dem Siege ihrer Sache verzweifelten, schlichen sich aus dem Lager hinweg. Die, welche bisher Schorndorf inne gehabt, überließen die Stadt ihrem Schicksal, die dann der Haushofmeister des Herzogs, Philipp von Nippenburg besetzte. Gerne gab man nun den Abgeordneten der Landschaft auf dem Capellenberge Gehör, und suchte sich zu retten durch die Erklärung, man wolle alles der Landschaft anheim stellen, was die Unterthanen in Ansehung der Tübinger Artikel thun oder lassen sollen; desgleichen soll die Landschaft erkennen, welche Strafen die Ungehorsamen verdient haben. Sobald diese Erklärung gegeben war, liefen die Reste des Haufens auseinander; die aber, welche sich besonderer Theilnahme an dem Aufruhr schuldig gemacht hatten, ergriffen die Flucht und retteten sich in das Ausland. Ernst von Fürst dagegen setzte sich mit seiner Mannschaft sogleich in Bewegung gegen Schorndorf, nahm unterweges den Hauptanführer der Bauern Vollmarn von Beutelspach gefangen, und gab, nachdem er in die Stadt gekommen war, das Eigenthum der entflohenen Verbrecher den Knechten Preis, das Haus des Kaspar Bregenzer aber, wo sie ihre bösen Anschläge geschmiedet, wurde zerstört. Zugleich kam der

Herzog mit seinen Reisigen und mit den Abgeordneten der Landschaft in der Stadt an.

Auf den folgenden Tag (2ten August) wurden die sämtlichen Bewohner der Stadt und des Amts vorgeladen, und ihnen, nachdem ihnen ihre Harnische und Wehren abgenommen worden, der Beschluß der Landschaft bekannt gemacht, daß sie den Tübinger Vertrag annehmen und darauf huldigen, die aber, so sich in dem Aufruhr mit Worten, Werken, Rath oder That vergangen, strafbar und gefänglich angenommen werden sollen *). Sogleich wurden auch die Anführer der Rotte aus dem Haufen herausgenommen, in die Gefängnisse abgeführt und die Untersuchung angefangen. Nach einem kurzen Verfahren war der 7te August zum Rechtstage bestimmt. Hans Gaißberger erschien als Stabhalter des peinlichen Gerichts. 1600 angeklagte, umgeben von Fußknechten und Reisigen, versammelten sich auf dem Platze vor der Stadt; die Gefangenen, 50 an der Zahl, wurden in ihren Ketten vorgeführt.

---

*) Welcher Triumph ward hier dem Herzoge zu Theil? — Stabant exangues misereque pallentes, uno agmine omnes interclusi. Dux Huldaricus praeter loricam indutus aerea corporis integumenta crurum tenus, vectus equo feroci, cujus frontem pariter ac pectus aerea lamina tegebant, inter equites adproperat. Tethingerus.

Der Herzog, seine Räthe und die Gesandten, die den Tübinger Vertrag unterzeichnet hatten, vermehrten durch ihre Gegenwart die Feyerlichkeit der Handlung. Nachdem den bangen Verbrechern die Anklage war vorgelesen worden, erhuben sie fußfällig ein lautes Geschrey um Gnade, bekannten ihre Schuld und baten flehend, sie mit dem Rechte zu verschonen. Da machte ihnen der Kanzler Lamparter kund: der Herzog wolle Gott zu Ehren Gnade für Recht ergehen lassen, wenn sie ihrem Erbieten nachzukommen getreulich versprechen wollten, — worauf sie dieß mit aufgehobenen Fingern zusagten. Ein strengeres Gericht traf dagegen die Gefangenen. Hans Vollmar, der Hauptmann, Bastian Schwarzhansen Sohn, der Waibel, und der Krämers Jörgli wurden zum Schwerdte verdammt, und zur Vollziehung des Urtheils sogleich dem Nachrichter übergeben. Dieselbe Strafe erduldeten den folgenden Tag noch sieben ihrer Genossen. Andere wurden aus dem Lande verbannt, andere mit Ruthen gestrichen und gebrandmarkt, oder sonst bestraft. Am 9ten August ward ein Gerichtstag zu Stuttgart eröffnet; auch hier fielen die Köpfe von sechs Genossen der Aufrührer, die auf dem Capellenberg sich gelagert hatten. Wegen der Entwichenen wurden Ausschreiben in die Reichsstädte, an die Eidgenossen und wo sie sich sonst aufhielten,

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

erlassen, des Inhalts, gutes Aufsehen auf sie zu haben und ihnen keinen Vorschub zu geben, den Unterthanen aber wurde streng verboten, sie zu beherbergen oder ihnen sonst Hülfe zu thun. Die von den Aufrührern gesetzten Obrigkeiten wurden abgeschafft, die leichtfertigen, bösen Reden über den Herzog und seine Räthe unter hoher Strafe Jedermann untersagt, und die Gemeindeversammlungen, ohne Wissen der Amtleute, abgestellt. Ueberdieß beschloß der Landtag, daß bey dem Kaiser die Acht und bey dem Pabste der Bann über die Entwichenen und ihre Hehler erbeten werden sollte. Der Stadt Tübingen dagegen verlieh der Herzog, weil sie in Vollziehung des Vertrags so willfährig gewesen, und ihm mit ihrer stattlichen Hülfe, in seinem schweren Anliegen, so schnell zugezogen, zum ewigen Gedächtniß eine die wirtembergischen Hirschhörner enthaltende Vermehrung ihres alten Wappens, mit der Versicherung, daß in Zukunft das Hofgericht immer seinen Sitz daselbst haben soll, welcher Auszeichnung ein Geschenk von drey Schlangenbüchsen beygefügt wurde, alles, auf daß die Nachkommen eine Erinnerung nehmen möchten, in die Fußstapfen ihrer Voreltern zu treten, und sich wie diese redlich zu halten, damit sie das erlangte Lob nicht wieder verlieren.

Mittlerweile stellten Abgeordnete von der Landschaft in den Vogteyen Leonberg, Böblingen, Urach und Vaihingen, wo sich die Unterthanen gleichfalls geweigert hatten, die neue Huldigung zu leisten, auf gütlichem Wege die Ruhe wieder her. Man machte den Anfang zur Vollziehung des Tübinger Vertrages, den der Kaiser am 10. Jan. 1515 bestätigt hatte, und erließ in dieser Beziehung mehrere löbliche Verordnungen in das Land. Viele von den Entwichenen, und unter diesen selbst Ulrich Entemaier, erhielten die Erlaubniß, wieder in ihre Heimath zurückzukehren. Um deswillen erlosch aber die Unzufriedenheit in den Gemüthern nicht, und der Herzog schien es in seiner Verblendung recht darauf angelegt zu haben, sie noch immer zu vermehren. Mit Strenge ward über den Gesetzen gehalten, die zur Verhinderung neuer Ausbrüche des Mißvergnügens gegeben worden waren. Die Zerstörungen des Wilds und der Unfug der Jäger dauerten fort. Der Pracht des Hofes ward keine Schranke gesetzt. Die Lüderlichkeit in der Verwaltung des öffentlichen Haushalts schien aufs Neue befestigt. Die alten schlechten Diener blieben. Die beßten Gesetze kamen nicht zur Ausführung. Die Kassen, die Speicher und die Keller waren leer. Ungestüm drangen die Gläubiger auf Befriedigung. Es sagten einige redliche Rä-

the dem Herzoge, in einem ihnen abgeforderten Gutachten, mit dürren Worten: „wenn er in sei„nem Eigenwillen wie bisher fortfahre und be„harre, so würden die Noth und der Eigenwille „der Unterthanen und die vergangene Handlungen „zu einem beschwerlichen Ausgange Ursache geben, „und die Verwaltung des Fürstenthums, wenn er „anders nicht gar vom Lande komme, alsbald sei„nem Bruder oder einem andern zufallen.“

Aber die Lehren dieser bedenklichen Zeit giengen an dem Herzoge verloren, und so ward fünf Jahre später an ihm erfüllt, was diese treuen Diener ihm vorausgesagt hatten; landesflüchtig hatte er in einem fünfzehnjährigen Elende Zeit, die Missethaten zu bereuen, durch die sein Unglück auf die gerechteste Weise verschuldet ward. Seine Unterthanen dagegen trugen aus diesen Stürmen als Gewinn den Tübinger Vertrag davon, der als Grundfeste eines dreyhundertjährigen Rechtsstandes, der Aufopferungen und Kämpfe wohl werth war, durch die er erstritten worden.

Pahl.

Kaiser Karl VII.

zu Frankfurt.

Der lange Aufenthalt Kaiser Karls VII. zu Frankfurt am Main, wo er von seinem Bruder Clemens August, Kurfürsten von Köln, mit einer vorher nie gesehenen Pracht, als Römisch-Teutscher Kaiser gekrönt worden war, *) und wo er seine kaiserliche Regierung unter den glänzendsten Aussichten begonnen hatte, war, bey ganz veränderten Umständen, dem durch Maria Theresia's Uebermacht aus seinen heimathlichen Erblanden vertriebenen in mehr als einer Hinsicht äusserst peinlich. Da verlor er überdieß durch einen unerwarteten frühzeitigen Tod seine innigst geliebte zweyte Tochter Theresia Benedikta Maria. **) Hierüber schrieb er an seinen Bruder den Herzog Johann Theodor ***) eigenhändig folgenden Brief:

---

*) Am 12ten Hornung 1742.

**) Geb. den 6ten im Dezember 1725. Sie wurde in der kurfürstlichen Gruft zu Heidelberg beygesetzt.

***) Damals Fürstbischof zu Freisingen und Regensburg, später auch zu Lüttich u. Cardinal.

Frankfurt den 29ten März 1743.

Durchlauchtigster Herzog, herzliebster Bruder!

Nachdem mir der Allerhöchste vorgestern meine liebe Niece *) aus dieser zeitlichen Welt entrissen, so hat dessen unerforschlichen Willen gefallen, auch heut fruhe um halbe 8 Uhr meine allerliebste andertgeborne Tochter zu sich in die verhoffentliche ewige Glückseligkeit abzufordern. Wie schmerzlich dieser Verlust meinem äusserst betrübten väterlichen Herzen fallet, lasse ich Euer Liebden von selbsten urtheilen. Dessen brüderliches Gemüth und zarteste Neigung, so selbe vor beyde gehabt haben, ist mir allzu bekannt, um gänzlichen persuadirt zu seyn, daß Euer Liebden mein Leidwesen mit mir theilen. Ich bin fürwahr ein Mann der Schmerzen, Gott gebe nur die Gnade selbe auszustehen, und ich versichere Selbe meiner aufrichtigen brüderlichen zartesten Affektion, verbleibend Euer Liebden

getreuester Bruder
Karl.

---

*) Maria Theresia Emanuela ꝛc. Tochter seines Bruders des Herzogs Ferdinand und der Pfalzgräfin Maria Anna Carolina von Neuburg.

Johann Ludwig v. Eggs rettet Rheinfelden gegen die Franzosen.

Johann Ludwig von Eggs, der Schultheiß der Oesterreichischen Vor- und Waldstadt Rheinfelden, war ein Mann tüchtig in bürgerlichen Dingen und muthvoll im Kriege. Seinen tapfern Sinn bezeugte er vorzüglich 1678. Damals hatten die Franzosen die Belagerung der Stadt Rheinfelden unternommen. Gleich am Anfange derselben fiel der Befehlshaber v. Vintler durch einen Schuß von unbekannter Hand. Die Verwirrung, die dadurch unter der Besatzung entstand, benutzte der Feind und rückte mit Macht über die Brücke gegen das innere Stadtthor an. In diesem Augenblicke der Gefahr eilte Joh. Ludwig v. Eggs mit der gesammten Bürgerschaft dem Rheinthore zu, ließ das Thurmgitter niederfallen, die von Feinden angefüllte Brücke in Brand stecken und die Andringenden durch ein furchtbares Feuer aus Geschütz und Doppelhacken zurückwerfen. Rheinfelden sah sich hierauf von den Franzosen zwar noch hart geängstigt, aber doch ward ihnen die Eroberung

des Platzes unmöglich. Eggs erhielt für die männliche Behauptung desselben durch den kaiserlichen Gesandten bey den Schweizern eine vergoldete, oben mit einem Adler gezierte Partisane, einen köstlichen Degen mit reichem Gehänge und einen Leopoldinischen Denkpfenning von Gold.

Scenen aus dem schmalkaldischen Kriege.

Als der Kurfürst von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen mit ihrer Macht von Ingolstadt abgezogen waren, verbreitete sich im Gebiete von Ulm das Schrecken erregende Gerücht, der Kaiser rücke mit aller Macht zur Belagerung der Stadt an. In dieser traf man daher alle Anstalten zur Vertheidigung; ausserhalb ihrem Umfange trieb die Einen die Gefahr an, nach Geislingen, die Andern nach Ulm selbst zu flüchten. Es war ein traurirger Anblick, den Einwohner aufgescheucht zu sehen aus seinen stillen Sitzen, wie er ängstlich über seine Zukunft seine Habe entweder auf dem Rücken oder auf Karren und Wagen rettete. Die Bestürzung wuchs, als die an den Dörfern auflodernden Flammen, als der laute Jammer der Flüchtlinge über körperliche Mißhandlung die Annäherung der Spanier und leichten Truppen ver-

kündeten. Doch kam der Kaiser damals nicht gen Ulm, die Verwirrung dauerte aber fort. Man sah wandernde Gruppen, Menschen die theils ihr Gepäcke fortschleppten, theils die Kinder an den Händen führten, oder in Körben auf dem Kopfe trugen, Bewaffnete und Reiter, wieder Andere, die Brod oder dergleichen an ihren Spießen trugen. Allenthalben Lärmen und lautes Wehklagen. Erst nach 6 Wochen erholte man sich vom anfänglichen Schrecken und nun ward auch das flache Land in Kenntniß gesetzt, daß sich die Ulmer der Gnade des Kaisers überliefert, daß aber Jedermann nach den erhaltenen Zusicherungen beruhigt über die Glaubensfreiheit, bey dem Durchmarsche seiner Völker sich aller Befürchtungen entschlagen, und sich bloß auf unvermeidliche, aber nicht drückende Leistungen gefaßt halten dürfe. Man überließ sich nun süßer Hoffnungen, die man aber bald zerstört sah. Unter dem kaiserlichen Vortrab kamen auch 15 Teutsche nach Luzenhausen, einem Orte, in welchem Crusius, der Vater des gelehrten Crusius, Professor der griechischen und lateinischen Sprache zu Tübingen, Pfarrer war. Dieser setzte ihnen vor was in seinem Vermögen war, sie geneigten Sinnes zu erhalten, aber sobald sie des Weines reichlich gekostet hatten, fiengen sie mit Crusius Religionsstreit an, um Vorwand zu Thätlichkeit zu finden. Endlich legten sie sich fast um Mitternacht

zu Bette. Jetzt versuchten Einige, ob sie nicht durch Gewalt Geld erpressen könnten, vorzüglich aber entbrannte die Raubgierde des Einen, der sich zuvor öffentlich hatte verlauten lassen, er werde das Haus nicht verlassen, bevor er nicht 40 Goldstücke davon getragen, dieser wollte den Pfarrer angreifen und durchbohren, aber die Dazwischenkunft der Gattin und Betrunkenheit der Uebrigen rettete Jenen. Mit frühestem Tage war die Mannschaft wieder am reichlich besetzten Tische; ihr hatte sich auch der Pfarrer beygesellt. Plötzlich trat jetzt der Soldat, von dem oben die Rede war, mit wildem und drohendem Blicke vor ihn, um ihn zu durchstossen. Crusius wendete sich nun bittend zu den zwey Adelichen, die zu der Schaar gehörten, und die Gattin beschwor unter Thränen, ihres Mannes zu schonen und ihn gegen einen verwegnen Räuber zu schützen. Dieses blieb nicht ohne Eindruck: denn der eine Adeliche, der ein Kanonikus gewesen, hielt die mörderische Hand zurück. Der Rasende erblaßte von Zorn, als ihm der Adeliche Ruhe gebot und drohte, und den Pfarrer, um sich keiner Gefahr bloß zu stellen, im Zimmer weilen hieß. Als jener Unhold dieses verließ, erzählte der Adeliche, wie noch viele solcher Kriegsleute, da ihnen kein Sold gegeben würde, auf solche Weise vom Raub und Mord lebten und wie eben dieser Wüstling einigen Geistlichen

die Knie ausgehöhlt und glühendes Bley eingegossen habe, um durch die grausamsten Qualen Geld zu erpressen.

Kaum hatte Crusius diese Angst überstanden, so kam eine ziemlich zahlreiche Schaar teutscher Soldaten auf demselben Wege daher, als er sich eben um etwas auszuruhen, niedergelegt hatte. Ungestüm pochten diese am Hause an, Crusius sah hierauf zum Fenster hinaus, gab aber weder Antwort, noch ließ er die Leute ein. Endlich drangen diese mit Gewalt in die Wohnung und verlangten nun von der Hausfrau durchaus, sie solle ihnen sagen, wo der Hausherr sey? Dieser hatte sich inzwischen im obern Theile des Hauses, wo ein Stübchen und Taubenschlag war, versteckt. Die Soldaten suchten und riefen ihn im ganzen Hause, unter Zusage, ihm kein Leid zuzufügen, ohne daß seine Gattin selbst um sein Zufluchtsplätzchen wußte. Endlich stieg einer von den Kriegsmännern auf den Taubenschlag und fand hier den Rock, welchen der Pfarrer in der Eile abgelegt. Aber die Gattin von diesem half sich mit gegenwärtigem Geiste durch die Antwort: sie habe die Kleidung bey der Einquartirung in der vorigen Nacht dahin geworfen, damit sie Niemand wegtrüge. Der Soldat ward dadurch zufrieden gestellt, doch dauerten die Nachforschungen fort, bis sich die Mannschaft auf die Einladung der Haus-

frau um Speise und Trank versammelte. Da die Küche mit dem Verstecke des Pfarrers in Verbindung stand, benutzte dieser den Augenblick, und gab durch Kratzen an der Wand mit den Nägeln seinen Aufenthalt zu erkennen. Die Gattin ermunterte ihn daher zur Flucht durch die Hinterthüre und den am Hause befindlichen Garten, da ihm sonst das Aeußerste drohe. Sie selbst trug ihm den Rock und einen Spieß nach. Nicht unbemerkt erreichte er Scharstätt. Am dritten Tage zeigten sich in der Nähe des Ortes spanische Reiter, worüber allgemeiner Schrecken entstand. Da jene auf dem freien Felde umherschwärmten, faßte Crusius den Entschluß, sich im Falle eines gewaltsamen Angriffs in dem Beinhause unter dem Kirchthurm zu verbergen. Gegen Abend kam seine Frau gleich einer Wahnsinnigen vor dem Pfarrhofe an. Sie war durch Gewalt und Menge der Hispanier zur Flucht gezwungen, was sie mit sich getragen, ihr unterwegs abgenommen und sie selbst in die Gefahr gesetzt worden, in das Gehölz geschleppt zu werden. Aber ihr Geschrey und Klagen, ihr von Koth und Schmutz erfülltes Antlitz und ihr mit einer blutigen Binde bedeckter Kopf retteten sie noch. Abends ließ der Pfarrer in den obern Theil der Kirche Lagerstätten bringen, dort mit Crusius zu übernachten. Den Frauen und Hausgenossen ward das Haus überlassen. Schon waren die Lich-

ter angezündet, um das Nachtmahl zu nehmen, als auf einen plötzlichen Trompetenstoß die Hispanier ihren Anfall machten. Allgemein war die Bestürzung; nun ist's, rief der Pfarrer, um uns geschehen! Alles drängte sich zum Hause hinaus und Jedes dachte auf seine Flucht. Crusius und seine Frau trafen auf dem Gottesacker zusammen, verbargen sich hier im Innersten der angeführten Gruft und schoben zwey Bahren, die über den Gebeinen lagen, vor. Inzwischen drangen die Hispanier ein, ein Theil mit dem Geschrey: Heilige Maria, Landgraf, Landgraf! ein anderer nicht Landgraf, sondern Kaiser, Kaiser! Bald brachen sie in die Häuser ein, luden die Beute, die sie fanden, auf Wagen und machten sich nun in die Pfarrwohnung auf. Hier hatte Crusius ein Untergewand und den Spieß zurückgelassen, diese nahmen die Soldaten weg, eilten auf den Gottesacker, brachen die Kirchthüren auf und schleppten Alles, was sie nur fanden, mit sich fort. Alles bis an das Dachwerk ward von ihnen untersucht und durchgewühlt; einige näherten sich auch dem Beinhaus, und versuchten hier mit angezündeten Fackeln und dem Schwerdte, ob sie auf nichts stießen. Crusius und seine Frau erkannten sie deutlich, ohne selbst gesehen zu werden. Um den ganzen Ort zeigte sich Reiterey und an fünf Orten waren Wachen ausgestellt. Nach zwey Stunden machten sich die

Soldaten über das Vieh her und fiengen an zu schlachten und zu kochen. Man hörte in der Nacht das Geheul der Frauen und Kinder. Als endlich Stille geworden war, ging die Pfarrerin aus dem Beinhaus heraus, um sich des Entkommens halber umzusehen und kam in ein Gebäude, wo sie einige geflüchtete Landleute zu finden glaubte. Aber hier ward sie von den darin befindlichen Spaniern entdeckt und mit dem Geschrey: Frau für mich! Frau für mich! auf das schnellste verfolgt. Die Pfarrerin konnte sich nur noch durch einen Sprung in einen offenen Weinkeller retten, und gewann den Gottesacker auf einem Umwege wieder. Hier wickelte sich der Pfarrer bey der schauerlichen Winterkälte in das Bahrtuch. Erschöpfung durch das Ungemach gewährte einigen Schlaf, nach welchem sich die Eheleute voll göttlichen Vertrauens auf den Weg machten. Glücklich entkamen sie der nächsten Gefahr, aber auf dem ganzen Wege hörten sie teutsche oder spanische Soldaten, die alle umliegende Ortschaften besetzt hatten und den Schall von Paucken. In Wippingen ritten plötzlich etwa 20 Spanier auf sie los, deren harter Mißhandlung und Plünderung sich nun Crusius bloß gegeben sah. Als er aber in lateinischer Sprache zu den Soldaten redete und bat, gaben sie ihm zuletzt selbst seinen Dolch wieder zurück. So ward der ganze Weg unter Gefahren und

Beängstigungen bis nach Ulm zurückgelegt, wo endlich beyde glücklich ankamen und Ruhe fanden. Dieser bedurfte vorzüglich des Crusius Gattin, welche durch die teutschen und spanischen Soldaten während der Einquartirung derselben die rauheste Behandlung erlitten hatte. Einmal schlang ihr ein Spanier einen Gürtel um den Hals und verlangte, indem er ihn anzog, Geld; schon wollte sie ihm verrathen, wo sich alles fände, als ein Hund vom Lager aufsprang, den Spanier in das Bein fiel und ihn nicht eher losließ, als bis jener vom Schmerz ergriffen, gegen das Thier das Schwerdt zog, dadurch gewann die Pfarrerin Zeit, sich durch die Flucht zu retten, auch der Hund entkam und ward dann im Hause für seinen Dienst noch lange dankbar gefüttert.

Man muß sich solche einzelne Auftritte lebendig vergegenwärtigen, man muß das Leiden, welches Spanier auf solche Weise allenthalben in Teutschland, wohin ihr Fuß trat, verbreiteten, des Kaisers Mißbrauch seiner Gewalt nach dem Siege von Mühlberg 1547, der Stände Unterdrückung, strenge in das Auge fassen, um sich zu überzeugen, daß Moritz von Sachsen 1552 seinen Arm nicht gegen Karl V. Wesen, sondern für des teutschen Volkes Unabhängigkeit erhoben habe. Daher klagte dieser Kurfürst, als er seinen Schlag auszuführen gerüstet war, laut: „Fremde Truppen seyen

gegen Gesetz und Recht in das Reich geführt, durch ihren vieljährigen Aufenthalt der Einwohner Vermögen erschöpft, allerley Art von Frevel verübt worden, täglich sinne man auf neue Wege der Gelderpressung und auf Untergrabung aller Freiheit, ohne eines Standes zu schonen. So zwecke Alles nur dahin ab, über Jeden schmachvolle Knechtschaft zu bringen, so daß, wenn die Zeitgenossen dem verheerenden Strom keinen Damm entgegen setzen, ihre Nachkommen die Feigheit und Nachlässigkeit, womit das köstliche Gut der Freiheit des Vaterlandes Preis gegeben worden, verabscheuen müßten.

Die Bauern im Sundgau.

Im Jahre 1633 verursachte den Schweden ein Haufe von 4000 Bauern, die sich im Sundgau zusammengerottet, großen Schaden. Sie machten die zerstreuten Sauvegarden nieder, nahmen Phirt weg und brachten hier den Oberstlieutenant Erlach grausam um. Gegen den Obersten Harpf wehrten sie sich gleich Rasenden; umsonst bot ih-

nen der Letzte im Dorfe Blotzheim zum dritten Mal Quartier an; sie tödteten sogar den Trommelschläger mit den 14 Reitern, die eines Vertrags halber an sie geschickt worden waren. Hierauf wurde der Ort umzingelt und angezündet, so daß einige Hundert in den Flammen umkamen, 39 Rädelsführer aber empfiengen das Urtheil, auf freiem Felde aufgeknüpft zu werden. Da der Scharfrichter des Regimentes die letzte Strafe an so Vielen nicht schnell genug vollziehen konnte, so anerboten sich ihm zwey Bauern unter der Bedingung, ihnen das Leben zu schenken, ihm zu helfen. Als man ihnen dieses zugestanden, knüpften sie in der Eile 21 ihrer Kameraden an einen Baum auf, ehe noch der Scharfrichter und sein Knecht mit den übrigen 18 hatten fertig werden können. Einer von den Bauern sprach dabey seinem Gevatter den Trost zu: „Siehe! du bist zwar mein Gevatter, aber dem ungeachtet mußt du hangen, doch will ich dich nicht lange zappeln lassen.“ Auch diese Behandlung schreckte das Landvolk nicht plötzlich ab; in Damerskirchen, 1 Stunde von Befort, wurden 1600 solcher Unglücklichen von dem Rheingrafen, Otto Ludwig, niedergehauen.

Die St. Christophs = Gesellschaft.

Bekanntlich fanden bey den höhern Ständen in Teutschland feinere Sitten erst später einen Eingang. Zu ihrer Ausbreitung suchten theils die Gesetze des Reichs selbst mitzuwirken, theils leuchtete das Beyspiel einzelner Fürsten und Großen vor, auch suchten wohl Privatvereine dem bessern Tone aufzuhelfen. Zu den Letztern gehörte auch die St. Christophs = Gesellschaft, welche Sigismund Herr von Dietrichstein im Jahre 1517 zu Grätz unter dem Adel in den österreichischen Erblanden veranlaßte, und die in Kurzem 80 Herren vom Ritter = und Adelstande, darunter auch 3 Prälaten und 2 Doktores, zählte. Dieser Verein war gegen das Fluchen, Schwören und Vollsaufen nicht bloß innerhalb der Gesellschaft selbst gerichtet, sondern jedes Glied verpflichtete sich auch, das Fluchen und Volltrinken nicht an den Seinigen in seinem Hause und Brode zu dulden; das Gesinde, das sich durch Gefängniß nicht bessern wollte, von sich zu schaffen, oder für dasselbe bey einem kund gewordenen Verbrechen dieser Art Strafe zu bezahlen.

Genealogische Fehlgriffe.

Bey der Bearbeitung der Genealogie muß man besonders das Vorurtheil des Alterthums besiegen, welches der Ahnensucht so manches Opfer gebracht, und durch Unwissenheit und Schmeicheley der Gelehrten unterstützt, die lächerlichsten Fabeln erzeugt hat. Man darf in diesem Theil der Geschichtkunde eben so wenig, als in der übrigen Geschichte, etwas ohne hinlänglichen Beweis annehmen. Und doch wollte man lange dieß nicht begreifen.

Ehehin ging der genealogische Unfug so weit, daß manche Familien darin einen Vorzug suchten, wenn ihre Geschlechtsreihen von den Trojanern*), oder von den Römern oder wenigstens aus den Zeiten der Franken hergeleitet wurden. Leibniz**) sagte daher sehr treffend: Les généalogies sélon l'opinion de bien des gens sont comme les perspectives, où les erreurs mêmes sont agréables dans l'éloignement.

*) Gonne in den Erlang. gel. Anz. 1744. N. 17.
**) Otium Hanover. p. 217.

Englische Schriftsteller wußten die Herkunft des Königs Alfred bis auf Adam hinaufzuführen. Aehnliche Stammregister hat man von den Fürsten von Croy und Esterhazy von Galantha.

Der Stammbaum der Erzherzoge von Oesterreich mußte bis auf die Arche Noah, oder doch bis auf Troja und Aeneas hinaufgehen. Arnold Wion und Peter Lambecius leiteten sie wenigstens von einer römischen Familie der Aniciorum her.

„Pfalzgraf Johannes der Aeltere, Herzogs Wolfgang zu Zweybrücken zweytgeborner Sohn, ein Fürst, dessen unergründliche Gelehrsamkeit und ausserordentliches Gedächtniß auch die heutigen größten Gelehrten niemal genug anstaunen können, bewies aus der ältesten Urgeschichte, in ununterbrochener Reihe, seiner und aller Wittelsbachischen Abkömmlinge Stammlinie von Antenor, dem Fürsten der Trojaner, den Königen und Fürsten der Sicambrier, Westphälinger und Franken, bis auf Pharamund, von diesem auf Karl den Großen, auf die Könige und Grafen zu Scheyern und Otto von Wittelsbach.“

Dieß kann man noch gedruckt lesen in D. Bernard Jos. Schleis von Löwenfeld Familien-Kalender des Durchlauchtigsten Erzhauses Pfalz Wittelsbach. (Sulzbach. 1792. 8. S. 87.) Köhler *)

*) Münzbel. XII. 307.

hat schon gezeigt, wie leicht es sey, das Stammregister von Antenor bis auf Adam nach der Weise älterer Genealogisten fortzuführen. Er bemerkt zugleich, daß jener Pfalzgraf ein solcher Liebhaber der Genealogie war, daß er 25 eigenhändig geschriebene Folianten, als Auszüge aus Geschicht- und Stammbüchern, hinterließ. Wo mögen dieselben sich jetzt befinden?

Die Spanier lassen ihre neuern Könige von den Königen Tubal, Hispalis, Iberus und Spanus abstammen.

Die Herren von Salis in Graubünden hat man von Tatius Salis, einem Statthalter in Rhätien vor Erbauung Roms abgeleitet.

Man ließ abstammen das Haus Braunschweig von einem Römer Cajus Actius, die Grafen von Henneberg von den Columnesern,*) die Hohenloh und Flemming von den Flaminiern, **) die Grafen von Morzin von Aruns Mauro, Viceprocurator des K. Vespasianus in Rhätien, die Fürsten von Anhalt von der römischen Familie der Ursiner, die Pappenheim von der römischen Familie der Attiliorum und Calatinorum, die Grafen von

*) Schulthes Henneberg. Geschichte. Thl. I. S. 4. 5.

**) B. G. Struvii origines et elogia Hoenloica (Jenae 1750. 4.) p. 8. §. V.

Lodron von dem römischen Consul Plautius Lateranus, die Freyherrn von Dalberg von einem Römer Cajus Marcellus, *) die Ahlefeld von dem Römer Cajus Marius, die Freyberg von den römischen Curiis, die von Bülow von den Marcellis, die von Wedel von den Vitelliis, die von Carlowitz von Manlius Torquatus, die von Uslar von Osselarius de Dorocampo aus der Zeit K. Augusts.

Als noch in neuern Zeiten Joh. Georg Eckhart die sächsischen Häuser nicht mehr von Wittikind ableiten wollte, fand er bey denselben keinen Beyfall. **)

Die Grafen von Beichlingen versuchte noch Joh. Konrad Knauth von dem Wittikind herzuleiten. ***)

Der Stammvater des Zollerischen Hauses soll Thassilo gewesen seyn, der zur Zeit Karl des Großen gelebt haben soll. Diesen macht man zu einem der zwölf Söhne, welche Irmentraud, die Gemalin des Grafen Isenbart von Altdorf, auf einmal soll geboren haben. Andere finden sogar keinen Anstand, die Abstammung dieses Hauses

---

*) Köhlers Münzbel. X. S. 61.

**) Hist. diplom. Magazin. B. I. S. 147.

***) Köhlers Münzbel. XII. 276.

von dem angeblichen König der Franken, Pharamund, abzuleiten.

Es ist eine vergebliche Bemühung, die Geschlechtsreihe der Grafen von Oettingen von einem gewissen Grajus bellicosus aus der Zeit K. Otto I. herzuleiten, wenn dieß gleich in dem Oettingischen Fürstenbrief steht. *)

Das gräfliche Haus Erbach hat man ehehin von der angeblichen Tochter Karls des Großen Emma und dem Sekretär desselben Eginhard abstammen lassen.

„Vor ein paar hundert Jahren", sagt Köhler **), „ging es schon an, daß man die Geschlechtsurheber und Fortpflanzer in die Stammtafel nach der Reihe aus den Gedanken und Muthmaßungen hinsetzen konnte. Heut zu Tage muß bey allen und jeden eine bessere Legitimation seyn, wenn man sie für diejenigen erkennen soll, für die man sie gerne ausgibt."

Die Grafen von Sayn ließ man aus Siena, in Italien, schon im 10ten Jahrhundert abstammen, welchen irrigen Wahn Köhler ***) längst widerlegt hat.

---

*) Köhlers Münzbel. XII. 67.

**) Münzbel. VII. S. 63. 64.

***) Münzbel. VII. S. 410. 415.

Der Herren von Schönburg Abkunft will der unkritische Spangenberg von den Sennonibus herleiten; weßwegen er schon von Köhler *) seine Abfertigung erhalten hat.

Matthäus von Pappenheim in der Chronik der Truchsesse (Memmingen 1777. F.) läßt 727 oder 728 in einer Schlacht mit Karl Martell bey Feylenforst 118 Schwäbische und Baierische von Adel tödten, die alle schon Zunamen gehabt haben sollen. Diese fabelhafte Erzählung wird mit sehr schlechten Gründen vertheidigt in der jener Chronik beygefügten Abhandlung des Herausgebers (Balth. Köberlin. S. 221 — 225), obgleich P. J. Spener in den Tabulis progonologicis dieselbe schon verworfen hatte. Soviel ich weiß, hat kein Recensent bey der Anzeige der Chronik des Matthäus von Pappenheim jenes auffallende Märchen gerügt. **) Noch 1789 hat daher der Graf von Zeil im Wörterbuch der vornehmsten Belagerungen und Schlachten, Th. I. S. 313, jene Nach=

*) Münzbel. XII. S. 36. 37.

**) Im Anhang zu dem XXV. bis XXXVI. Band der allgemeinen teutschen Bibl. III. Abtheil. S. 1320 hält sogar der Recensent dieses Verzeichniß der getödteten Adelichen für ein äusserst wichtiges Stück, dessen Aechtheit der Herausgeber gegen Spenern sehr wahrscheinlich gemacht habe!!!

richt für Wahrheit angenommen. Und noch 1818 hat man daraus beweisen wollen, daß der Adel in Schwaben und Baiern schon im achten Jahrhundert Familien-Namen hatte *). Als Quelle jener Erzählung gibt Matthäus an eine nicht mehr vorhandene Chronik bey St. Emeram. Kein älterer Schriftsteller, der jenes Treffens gedenkt, weiß die Namen der in demselben gefallenen Helden. Aber es konnte auch Keiner dieselben wissen.

Wolfgang Latius de migrationibus gentium, Cyriacus Spangenberg im Adelsspiegel, und Gabriel Bucelin, Benediktiner aus dem Kloster Weingarten, in der Germania topo-chrono-stemmatographica waren vorzüglich solche leichtgläubige Genealogisten, welche alles, was man ihnen gab, oder sie irgendwo fanden, ohne Prüfung annahmen; hätte es sich auch von den heil. drey Königen Caspar, Melchior und Balthasar, oder gar von dem gewaltigen Jäger Nimrod hergeschrieben. Das vorgegebene Alterthum sollte Jedermann die Augen verkleistern: das geht aber heut zu Tage nicht mehr so an. **)

Man nimmt, besonders in der Genealogie der Teutschen, das diplomatisch-genealogische Axiom an, daß es vor dem Jahre Tausend noch

---

*) S. die Wochenschrift: Eos. 1818. N. 102.

**) So sagt Köhler in den Münzbel. XII. S. 67.

keine Familien=Namen gab. So lange es aber diese nicht gab, ist es meist eine vergebliche Bemühung, die Genealogie einzelner Familien mit Zuverlässigkeit weiter hinaufführen zu wollen; nur Kaiser=, Königs= und erbliche Landesherren=Familien ausgenommen. *)

Selten gelingt es, frühere Spuren aufzufinden, aus welchen man wahrscheinlich schließen kann, aus welchem Geschlechte z. B. ein Bischof oder Abt seinen Ursprung gehabt. Denn wenn gleich die adelichen Geschlechter später angefangen haben, sich von ihren eigenthümlichen oder lehenbaren Schlössern und Dörfern zu nennen und zu schreiben: so blieb doch in der Leute Gedächtniß, was z. B. dieser alte Herr Burchard, Heinze, Hermann für ein Schloß besessen hatte, davon seine Nachkommen den Zunamen bekommen hatten. Wenn also ein vor ein oder zwey hundert Jahren auf dem Schlosse Lenzburg lebender Dietrich einen Sohn Konrad gehabt hatte, der Bischof zu Straßburg gewesen war, seine Nachkommen aber die Lenzburg noch inne hatten, und sich davon Grafen zu Lenzburg schrieben, so sagte man mit Recht: Konrad Bischof zu Straßburg, des vormals zu Lenzburg wohnenden Dietrichs Sohn, ist aus dem

*) Gatterer im Abriß der Genealogie. Seite 36. — 38.

Geschlecht der in neuern Zeiten also genannten Grafen zu Lenzburg gewesen. *)

Hat etwa einer aus der Familie, welcher schon den Familien-Namen führte, im 12ten oder gar im 11ten Jahrhundert ein Seelgeräth in remedium animae gestiftet, und darin seine Voraltern einzeln mit ihren Taufnamen angeführt: so erhellt daraus, daß solche Personen zur Familie desjenigen gehören, der sie als seinen Vater, Großvater u. s. w. angegeben hat. **)

Das historische Leben aller zum hohen Adel gehörigen Familien fängt erst mit dem 11ten Jahrhundert, und der Familien vom niedern Adel erst mit dem 12ten Jahrhundert an. „Wer weiter zurückgeht, sagt Gatterer, der verirrt sich in das Reich der Träume und Fabeln, und macht die Familien, anstatt sie zu ehren, durch Erdichtung eines ältern Ursprungs bey verständigen Leuten verächtlich. Freylich müssen Vorfahren von einer solchen Familie noch früher gelebt haben; denn Menschen wachsen bekanntermassen nicht wie Schwämme aus der Erde. Allein wer kann seine Voraltern unter so viel hundert Millionen Menschen, in den Zeiten erkennen, da der Mangel der Zunamen allen Unterschied der Familien für

*) Köhlers Münzbel, XI. 287.

**) Gatterer Abriß der Genealogie. S. 39.

uns später Lebende aufhebt? Es müßte viel seyn, wenn nicht ein jeder von uns, auch der arme Unadeliche, behaupten könnte, daß er von einem der drey Söhne des Noah, oder von Adam selbst, in einer ununterbrochenen Geschlechtsfolge abstamme. Allein um dieses genealogisch beweisen zu können, muß man die Personen, welche die Geschlechtsfolgen bilden, historisch nennen können. Diese historische Nennung hat beym niedern Adel im 12ten, und beym hohen im 11ten Jahrhundert ihre äusserste Gränze. Man hat also das höchste Alter einer Familie vom hohen und niedern Adel dargethan, wenn man die Vorfahren der Erstern im eilften, und der Letztern im zwölften Jahrhundert historisch aufgefunden hat.*)

Der französischgesinnte Herzog Christian (Ludwig) von Mecklenburg-Schwerin und Dr. Wiedemann.

Der Herzog Christian von Mecklenburg-Schwerin, der 1692 am 31. Januar im Haag starb, und in der Geschichte auch durch seine meistens selbst

*) Gatterer in der allgemeinen hist. Bibl. B. II. S. 253.

verschuldeten unglücklichen ehelichen Verhältnisse bekannt ist, war so sehr französisch gesinnt: daß er seiner Neigung lange Zeit alle Pflichten eines Teutschen aufopferte. Von dem Könige nahm er bey der Firmelung den Namen, Ludwig, an; in seinen landesfürstlichen Befehlen und Ausschreiben nannte er sich chevalier des ordres du roi très chretien (Ritter der Orden des allerchristlichen Königs) diese Sclavenkette schmückte noch sein fürstliches Wappen. Im Jahr 1663 stellte er sich mit seinem Herzogthume durch ein Bündniß unter den Schutz von Frankreich, welches auch 1684 von ihm verlangte, er sollte die Festung Dömitz dem König von Dänemark einräumen. Da der Herzog sich hiezu doch nicht verstehen wollte, und dem Herzog von Zelle insgeheim einen Wink davon gegeben hatte, vergalt ihm der König von Frankreich seine Ergebenheit damit, daß er ihn in das Schloß Vincennes gefangen setzte. Diese Anhänglichkeit des Herzogs an die Franzosen ward schon früher von seinem wackern Kanzler, Dr. Hans Heinrich Wiedemann gemißbilligt, aber Christian drohte ihm, wenn er mit Vorstellungen der Art auftreten werde, ihn seines Dienstes zu entlassen. Wiedemann, seiner Pflicht sich bewußt, antwortete mit festem Tone: „Euer Durchlaucht können mir wohl den Kanzler nehmen, aber auch ohne diesen soll mir der Doctor mein Brod bringen.“ Um

dieser trotzigen Rede willen wollte ihn der Herzog in die Bleykammer, das gewöhnliche Gefängniß für Männer dieses Standes, bringen lassen. Wiedemann entkam aber noch zu rechter Zeit nach Lübeck.

Die Uebergabe von Breisach an die Schweden 1738, und Bernhards von Weimar Menschlichkeit.

Während die Schweden unter Herzog Bernhard von Weimar 1638 Breisach belagerten, wagten sich, da der Befehlshaber, der schon frühe aus Geitz eine Menge alten Getreides und Mehles verkauft hatte, (selbst der Herzog hatte insgeheim einen ansehnlichen Vorrath davon bekommen) und dafür der Besatzung das Brod schmälerte, am 21. May Nachts vierzehn Mann in das Proviantshaus, um hier Mundvorrath zu stehlen. Unglücklicher Weise gerieth einer von diesen an ein Faß mit Pulver, das er für Mehl hielt und ließ einen Funken von seinem angezündeten Schwefellicht hineinfallen; schnell flog das Gebäude mit 400 Maltern Ge-

treide und zwölf Soldaten auf, 40 Häuser gingen zu Grunde, bey 400 Menschen wurden getödtet oder beschädigt, der Stadt Bedrängniß seitdem täglich größer. Endlich wuchs die Noth so an, daß bloß dreyßig weimarische Gefangene acht ihrer verhungerten Gefährten auffraßen, auch vermißte man mehrere Kinder. Hunde, Katzen, Mäuse waren verschwunden. Das Malter Korn galt 132 fl., 1 Pfund Roggenbrod 4 Rthl., 1 Pfd. krepirtes Pferde- und Hundefleisch 7 Batzen, 1 Pfd. Roßkutteln, Wampen oder Sulz 7 Batzen, 1 Ratte 1 fl. Mehr als 2000 Roß-, Ochsen-, Küh-, Kälber- und Schafhäute wurden, die eine in die andere zu 5 fl. erkauft und aufgegessen. Des Morgens sah man die Leichname auf den Straßen umherliegen.

Da der Befehlshaber des Platzes solches fürchterliche Elend verschuldet hatte, wollte der Herzog Bernhard von Weimar vorzüglich der grausamen Handlung halber, zu der seine Gefangene gezwungen worden, den Accord nicht halten, sondern ließ dem General-Feldzeugmeister Reinach wissen, daß er ihn zwar durch seine Armee marschiren, aber seines tyrannischen Betragens wegen, mit den Seinigen niedermachen lassen werde. Mit Mühe ließ sich der Herzog erbitten; doch mußte Reinach von ihm bey dem Auszuge harte Vorwürfe anhören und als ihm dieser Stabsoffizier demüthig genug die Stiefel küßte, blieb Bernhard

mit Würde aufrecht stehend. Unter die armen Belagerten ließ der Herzog reichlich Brod austheilen, aber Viele starben, weil sie es nach so langem Leiden allzu heißhungrig verschlangen. (Auch nach der Einnahme von Augsburg durch die Kaiserlichen 1635 starben, bey dem vorhergegangenen furchtbaren Mangel, viele Menschen, weil sie bey der ersten freien Zufuhr allzu begierig nach Sättigung waren.)

Ein Sergeant von Hohentwiel nimmt die kleine Bergfeste Wildenstein.

Ein Sergeant in Hohentwiel faßte im August 1642 den kecken Anschlag, sich der kleinen aber starken Bergfeste Wildenstein, die dem Fürsten von Fürstenberg gehörig war, und welche man vergleichungsweise mit Hohentwiel das junge Wiel nannte, zu bemeistern. Dieser Platz wurde damals, im Vertrauen auf seine Haltbarkeit, bloß von zwey fürstenbergischen Beamten und wenigen Soldaten verwahrt, welche am 10. August in den nächsten Ort zur Messe und zur Predigt gingen

und bloß ihre Weiber mit Kindern und Mägden in dem festen Schlosse zurückließen. Diesen Augenblick ersah der Sergeant, der den Beynamen des Schwarzen führte, kam mit drey bis vier Soldaten an die Schlagbrücke, legte bis an die aufgezogene Brücke eine kurze Leiter an, auf der er vollends hinaufkletterte und gewann das Thor, das er unverschlossen fand. Im Hinaufklettern hatte ihn jedoch eines von den Weibern bemerkt und den übrigen zugerufen, worauf eine den Rath gab, das unter dem Thore im Schußloch befindliche Stück loszubrennen, allein ihr vernünftiger Vorschlag ward verworfen, so daß der Sergeant, jedoch nur mit drey oder vier Gehülfen, in den Platz kam und sich desselben bemächtigte. Er fand hier viel geflüchtetes Vermögen, Baarschaft, Kleidungen und Vorräthe, so daß er auch seinem Kommandanten auf Hohentwiel und seinem Hauptmann sogleich ein Geschenk davon machen konnte. Inzwischen fand er an diesen Köstlichkeiten einen so großen Gefallen, daß er darüber die Zeit versäumte, die Soldaten, die er noch in der Ferne versteckt gehalten, einzulassen und gerade nur noch so viel übrig behielt, um die Amtleute und Soldaten bey der Rückkunft von der Messe hinauszusperren. Allein nun fand sich auch in der Feste kein Pulver zum vorhandenen Geschütz, auch sonst kein Vertheidigungsmittel, so daß sich der

Sergeant mit seiner Besatzung von etwa drey Mann bald durch die von Huffingen belagert sah. Jetzt blieb ihm nichts übrig, als das einzige Thor mit der Fallbrücke versperrt zu halten und auf Entsatz zu warten, denn an Mundvorrath fehlte es ihm nicht; er aber verdarb eine That, welche glücklich hindurchgeführt, ihm Glück und Ehre gebracht haben würde, durch Nachgiebigkeit gegen die Stimme der Habsucht und durch Achten auf die Drohungen der Belagernden, und kam auf freien Abzug mit Sack und Pack, so viel er und die Seinigen tragen könnten, überein, dieses ward ihm nun gehalten; aber nach seiner Ankunft zu Hohentwiel sollte er gespießt, dann auf Fürbitte der Soldaten geschleift werden; endlich brachte es das Landvolk, das er immer glimpflich behandelt hatte, durch seine Vorstellungen dahin, daß ihm das Leben geschenkt wurde.

Teutsche Zurückweisung französischer Ungebühr.

Als im Jahre 1702 der von dem Könige von Frankreich an den fränkischen Kreis bestimmte ausserordentliche Envoyé, Ricourt, seine Anträge

in französischer Sprache übergab, weigerte man sich von Seite des Kreises, sie auch deshalb anzunehmen und gab sie mit dem Bedeuten zurück, sie müßten in teutscher oder lateinischer Sprache abgefaßt seyn. Ricourt erwiederte: „er wünschte der teutschen Sprache so mächtig zu seyn, um in ihr verhandeln zu können, da dieses aber der Fall nicht wäre, so wollte er sich der lateinischen so gut er vermöge, bedienen.“ Nun stellte er auch seinen Vortrag, der auf eine Trennung des Reichs von dem Kaiser abzweckte, in lateinischer Sprache und drang heftig auf Antwort. Weil er sich in seinen Aeußerungen mit Hitze ausließ, und von Störern der öffentlichen Ruhe sprach, so verlangten die Stände Aufschluß, wer damit gemeint sey. Allzu rasch fuhr der Gesandte los: est Caesar et Imperator vester. (Es ist Euer Kaiser!) Die Stände des Kreises brachen hierauf alle weitern Verhandlungen ab.

Max I. vor Kufstein und Hans Pinzenauer.

In dem Kriege gegen den Pfalzgrafen Rupert über Herzog Georg des Reichen Erbe führte Anfangs Oktober 1504 Herzog Albert IV. von Baiern seine Reisigen

gen Tirol und stieß am dritten Tage zu Rosenheim auf Kaiser Maximilian I. Beyde wurden einig, die wichtige Feste Kuffstein anzugreifen, welche Hans Pinzenauer für 30,000 fl. an den Pfalzgrafen übergeben hatte. Nachdem der Kaiser sein Lager vor dem Platze jenseits des Inns geschlagen und Stadt und Feste durch den Herold auffordern lassen, vertraute Pinzenauer als Hauptmann der Unüberwindlichkeit des Orts, zumal er auch auf ein Jahr mit Bedürfnissen wohl versehen war, entschloß sich, gegen der Bürger Meinung sich zu behaupten, und ließ vom Schlosse aus einen Regen von Kugeln gegen Maximilians Lager richten. Der Kaiser wich etwas zurück, und ließ sieben Schanzen aufwerfen und von denselben aus das Schloß beschießen. Seine Geschoße vermogten aber nichts gegen die starken Mauern. Da vermaß sich Hans Pinzenauer, die Orte, wohin die Kugeln gefallen waren, zum Spotte abzukehren. Als der Kaiser dieses sah, sagte er zu den Umstehenden: „Seht hier ein neues Reiterstücklein; dieser Kriegsmann will die Wunden der Mauern mit einem Besen heilen, aber aus diesem Ruthenbündel wird ein Beil hervorspringen, um ihm seinen Schädel abzuhacken.“ Maximilian machte hierauf mit Pinzenauer auf drey Tage Stillstand, aber nicht, wie der Letztere sich schmeichelte, aus Neigung, sich gänzlich zu vertragen, sondern um

die Ankunft zweyer furchtbarer Belagerungsgeschoße, des sogenannten Weckauf und des Purlepaus, von Innsbruck abzuwarten. Jetzt waren auch Kufsteins Mauern von vierzehn Schuh Dicke keine Schutzwehr mehr; diese Donnerbüchsen verwandelten Alles in Trümmern. Pinzenauer, nun gedemüthigt, schickte zwey Edelknaben, einen jungen Redwitzer und Staufer mit weißen Kleidern und Stäben in das Lager, um freien Abzug zu erhalten. „Also, sagte Maximilian, will Euer Hauptmann jetzt den Besen, mit dem er uns zuvor verspottet, ablegen? Geht hin und sagt ihm, wir begehren mit einem Spottvogel keinen Vertrag einzugehen, hat er das schöne Schloß so zerstören lassen, so mag er jetzt auch die Trümmer behalten!“ Die Belagerten suchten nun meistens aus der Feste zu entweichen, wurden aber aufgefangen und mit den Uebrigen, die nach Ersteigung des Schlosses in Gefangenschaft fielen, in Bande geschlossen. Der Kaiser schwur gegen die ihm eingeborne Sanftmuth: „Wer diese zum Schwerdte bestimmten Gefangenen losbitten wolle, den werde er mit einer Maulschelle abfertigen.“ Zuerst ward Pinzenauer, 36 Jahre alt, von langem, schönem Wuchse, zum Tode geführt. Er that erst einen Trunk Weins, dann beugte er seinen Nacken unter das Schwerdt. Nach ihm wurden die Andern, denen die Hauptschuld des Widerstandes zugeschrieben

ward, der letztern Strafe unterworfen, weil aber einer aus diesen, ein böhmischer Adelicher, sich ausserordentlich wehrte, so wagte der Herzog Erich von Braunschweig dennoch für ihn und noch 20 Andere bey dem König um das Leben zu bitten. Maximilian, seines Schwures eingedenk, gab ihm einen sanften Backenstreich und sprach: „so laßt sie denn laufen!“ Von den Fürsten und Herren riß nun Jeder einen von den Gefangenen an sich.

Das Kloster Lorsch. (Lauresheim.)

Vier Meilen von Heidelberg, im Rheingau in der Grafschaft Gebhards, stand auf der Insel, Namens Aldensmünster, ober der Weschnitz im Odenwalde nächst Weinheim, ein Heiligthum, gestiftet zu Ehren Petrus, des Fürsten der Apostel, von Cancor, Gaugrafen zwischen Worms und Heidelberg unter Pipins Regierung und seiner Mutter Williswinda. Diese frommen Begründer faßten den Entschluß, hier einen bedeutendern Sitz für Klostergeistliche zu errichten. Ihren Zweck

zu erreichen, bedienten sie sich des mächtigen Beystandes Rutgangs, des Erzbischofs von Metz, eines nahen Anverwandten, und begabten die neue Anlage reichlich Da der anfängliche Platz auf dem Werder nicht mehr hinreichend schien, so ward beschlossen, das Kloster bey dem Bedürfniß der Erweiterung auf eine erhabenere Stelle zu verlegen. Als die heiligen Gebäude vollendet waren, fanden sich auf des Abtes Bitten, Karl der Große mit der Königin Hildegard, den Söhnen Karl, Ludwig, Pipin und mehrern Vornehmen bey der Einweihung durch Lullus, Erzbischof von Mainz und Nachfolger des heil. Bonifacius, dem noch vier Bischöfe beystanden, ein. Diese Stiftung, besetzt mit Mönchen nach der Vorschrift des heil. Benedikts, gewann an Reichthümern und Ansehen. Mit dem letztern stiegen auch ihre Feinde. Welcher Zwiespalt damals auch unter Geistlichen statt fand und mit welcher Erbitterung man sich begegnete, ist aus einer Urkunde Kaiser Heinrichs II. aus Tribur von 1023 ersichtlich. Es heißt darin:

„Immer bestunden zwischen dem Bischof von Worms und dem Abt von Lorsch und den Angehörigen beyder Kirchen solche Streitigkeiten, daß schon gegenseitig unzählige Todtschläge erfolgten. Demnach sollten die Vögte das von beyden Seiten noch unverglichne Unrecht heben und sehen, daß

neues nicht Wurzel fasse. Zugleich wurden folgende Strafen ausgesprochen: „Wenn Jemand aus den Angehörigen des h. Peters zu Worms einen aus jenen des h. Nazarius zu Lorsch verfolgt und verwegen und mit gewaffneter Hand entweder auf Mord oder Beute in seine Gemarkung oder sein Haus einbricht und es angreift, und der Angegriffne sich einweder durch die Flucht gerettet oder abwesend gewesen ist, so sollen dem Anführer und Haupt eines so verwegnen Anfalls die Haare und die Haut genommen, und er soll zudem auf beyden Backen mit einem glühenden Eisen gebrannt, auch sein Gefolge an Haut und Haar gestraft werden. Wird aber der Angegriffene umgebracht, so sollen alle Theilhaber an der That, ausser dem Verlust an Haut und Haar und der Brandmarkung dem Herrn des Ermordeten das Wehgeld bezahlen und sich mit den nächsten Anverwandten des Getödteten versöhnen. Und wo nur immer ein Schuldloser aus den beyderseitigen Angehörigen getödtet wird, soll der Mörder dieser Strafe unterliegen.

Einen harten Schlag erlitt das Kloster unter Kaiser Heinrich IV. Bischof Adalbert von Bremen hatte sein Netz nach dieser Abtey ausgeworfen. Doch gelang es ihrem Haupte Udalrikus, seine Rechte zu wahren; dieser erneuerte auch an der Mutterstätte auf Aldensmünster ein Kloster und begabte dasselbe; Heinrich IV. verlieh kaiserliche Be-

stätigung. Den Zwiespalt unter dem Letztern büßte auch Lorsch, als Gebhard, Abt von Hirschau, am kaiserlichen Hofe beliebt, die Abtey auch dieses Stiftes erhielt. Dieser versetzte zum großen Aerger der hiesigen Mönche Geistliche aus Hirschau dahin. Gegen diese brachten die ursprünglichen Glieder des Klosters bey Heinrich V. nun bittre Klagen an.

Nach mancherley Schicksalen, deren Erzählung wir hier umgehen, kam die Abtey mit Vasallen, Besitzungen, Hörigkeiten und Rechten an die erzbischöfliche Kirche von Mainz. Dieser verlieh sie 1237 Kaiser Friederich II.; die Verleihung bestätigte sein Sohn König Heinrich. Den erzbischöflichen Sitz zu Mainz hatte damals Siegfried inne. Durch denselben wurden die bisherigen Benediktiner-Mönche durch Cistercienser verdrängt. Die erstern gaben sich aber nicht sogleich zufrieden. Einmal Nachts rotteten sie sich zusammen und drangen mit Hülfe einiger Freunde in das Kloster mit Gewalt ein, warfen den Abt mit den neuen Mönchen und Angehörigen hinaus, verjagten das übrige Volk und setzten sich so wieder im Kloster fest. Auf die Nachricht, der Erzbischof rücke mit Macht an, zogen sich die Mönche mit Abführung der Leute nach sicherern Orten und erwarteten in ihrem Schlupfwinkel Siegfrieds Vorhaben. Die Cistercienser, durch des Letztern Zureden ermuntert, fanden sich wieder in der Abtey

ein, sich dort auf das Neue festzusetzen. Kaum aber glaubten sie sich gesichert, als die alten Mönche wieder mit Macht losbrachen, den Cisterciensern eine harte Niederlage beybrachten und ihnen durch Mißhandlungen jeder Art die Lust zur Rückkehr nach Lorsch benahmen. — So hat jede Zeit ihren eignen Geist!

Das Köpefahren.

Unter diesem Namen herrschte in Lüneburg ein von dem Herzog Johann von Braunschweig 1273 veranstalteter Gebrauch, nach welchem Niemand Sülffmeister, d. h. ein Patricier, der Salzpfannen hatte und Salz sieden ließ, anders werden konnte, als daß er zuvor in der Fastnacht ein großes, mit Steinen schwer angefülltes Weinfaß mit zwey davor gespannten starken Pferden im schnellen Laufe durch die ganze Stadt umher geführt hatte. An die beyden Böden des Fasses waren Achsen angemacht, woran das Seil zum Ziehen und Fortwälzen befestigt wurde. Der Aufzug, der den neuen Köpenfahrer begleitete, war feyerlich, es gehörten dazu: Trompeter, Vorreiter,

Köpenführer, Baarmeister, (denen zukam, die im Salzwesen vorkommenden Irrungen zu schlichten, u. s. f.) Sülffmeister, alle beritten. Nach beendigtem Laufe wurde die Köpe in einem großen Feuer verbrannt und darum ein frohherziger Rundtanz gemacht. Dieses Köpefahren war für die Patricier in Lüneburg eine Art ritterlichen Spieles und hörte 1629 auf, als auch Bürgerliche, die sich durch die Buchdruckerey bereichert, an dem Salzsieden Antheil gewannen.

Gustav Adolphs, Königs von Schweden, scharfe Anrede an die Offiziere der teutschen Truppen.

(Aus einem handschriftlichen Zeitbuche.)

Mündliche und schriftliche Klagen über die gewaltigen Ausschweifungen nicht sowohl der schwedischen, als vielmehr der teutschen Völker, die vorzüglich in der Oberpfalz ärger als ein Feind hauseten, Weiber und Mädchen nothzüchtigten, Dörfer beraubten, Landleute erschoßen u. s. w., reitzten

den König von Schweden zum höchsten Zorn. Am 29sten des Heumonates 1632 ließ er hierauf alle hohe und niedere Officiere vor sich fordern, und hielt in Gegenwart des Königs von Böhmen und anderer Fürsten, Grafen und Herren eine so heftige Anrede an sie über die bisherige schlechte Mannszucht, daß Jedermann erschrack, indem man den König noch nie so zornig gesehen hatte. Folgendes waren seine Worte:

„Ihr Fürsten, ihr Grafen, ihr Herren, ihr Edelleute, ihr seit diejenigen, die ihr Untreue und Frevel an eurem eigenen Vaterlande beweiset, welches ihr selbsten zu Grunde richtet, verderbet und verheeret! Ihr Obersten, ihr Officiere, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, ihr seit diejenigen, welche stehlen und rauben ohne Unterschied, keiner ausgenommen. Ihr bestehlet euere Glaubensgenossen, ihr gebt mir Ursache, daß ich einen Eckel an euch haben muß, und Gott mein Schöpfer sey mein Zeuge, daß mir das Herz im Leibe gellet, wenn ich einen von euch erblicke und bedenke, daß ihr der guten Gesetze und meiner Gebote solche Frevler und Uebertreter seyd und Ursache gebt, daß man öffentlich sagt, der König, unser Freund, thut uns mehr Schaden, als unser Feind. Ihr solltet, wenn ihr rechte Christen wäret, bedenken, was ich euch erwiesen und bis anher gethan habe, wie ich mein Königreich, Land

und Leute, Leib und Leben, für euch und euere Freiheit und für euer zeitliches und ewiges Gut und Wohlfahrt dahin gebe. Ich habe eurethalben meine Krone verlassen, sage ihres Schatzes entblößt und gegen 40 Tonnen Goldes aufgewendet; dagegen habe ich von euch und euerem teutschen Reiche nicht so viel bekommen, daß ich mich damit schlechtlich kleiden könnte, ja ich wollte eher entblößt geritten seyn, als mich mit dem Eurigen bekleidet zu haben, ich habe euch Alles gegeben, was mir Gott in euere Hand gegeben hat. Ich habe nicht einen Saustall behalten, den ich nicht unter euch getheilt hätte; Keiner von Euch hat mich jemals um etwas angesprochen, das ich ihm versagt hätte, denn es ist meine Gewohnheit, Niemanden eine Bitte abzuschlagen. Wann ihr mein Gebot und Ordnung in Acht genommen, wollt ich euch die eroberten Länder alle ausgetheilet haben; ich bin Gottlob und Dank reich genug, begehre nichts von dem Eurigen, und wenn ihr euch also Gott vergessen betraget, und euere Ehre nicht bedenkt, oder gar von euch werfen wollet und gleich zu entlaufen gedenket, so soll doch die ganze Christenheit erfahren; daß ich mein Leben für euch, als ein christlicher König, der den Befehl Gottes zu vollziehen begehrt, auf dem Platz lassen will. Wollt ihr rebelliren, so will ich zuvor neben meinen Schweden und Finnen, mich mit euch herum

hauen, daß die Stücke von uns fliegen sollen. Ich bitte euch durch die Barmherzigkeit Gottes, gehet in euer eigen Herz und Gewissen, bedenket, wie ihr haushaltet und wie ihr mich betrübt, sogar daß mir die Thränen in die Augen treten möchten. Ihr handelt übel an mir, wegen eurer bösen Disziplin, nicht aber wegen eures Fechtens, denn darin habt ihr wie redliche und ehrliche Cavaliere gehandelt, wofür ich euch verbunden bin. Ich bitte euch deswegen nochmals durch die Barmherzigkeit Gottes, gehet in euer Herz und Gewissen, und bedenket, wie ihr dereinst, eures Thuns halber, vor Gott Rechenschaft geben wollt. Mir ist so wehe bey euch, daß es mich verdrießt, mit einer solchen verkehrten Nation umzugehen. Wohlan! nehmet meine Erinnerung und Ermahnung zu Herzen, mit ehestem wollen wir an den Feind setzen, was ein ehrlich Gemüth und redlicher Cavalier ist."

Ueber diese Rede des Königs erstarrten alle zugegen Gewesenen, und vielen gingen die Augen über. Als auch hierauf dem König geraubte Kühe, vor eines Korporals Gezelt, gewiesen worden, faßte er besagten Korporal bey den Haaren und übergab ihn dem Profosen zur Strafe, mit diesen Worten: „Komm her mein Sohn, es ist besser, ich strafe dich, als daß Gott nicht allein dich, sondern auch mich um deinetwillen, und uns alle mit einander strafe."

Ingleichen wurden auch damals zwey Rittmeister, so ebenfalls geraubt, zur Strafe gezogen.

Der früheste teutsche Bergsegen.

In Teutschland gab es schon vor dem Kaiser Otto I. Silberbergwerke. Der sprechendste Beweis für unsers Landes Ausbeute an Mineralien. Aus dieser frühern Zeit findet sich in dem Lobspruche des teutschen Frankenlandes vor dem bekannten in teutschen Reimen abgefaßten Evangelienbuch des Mönchs Ottfried von Weissenburg.

Nach Schilter:

Dieselbe (Erde) ist viel feist
Sehr ist das beweißt,
Mit mannigfaltiger Haabe,
Nicht ist das von unserm Verdienste.
Zum Nutzen grabet man auch dar,
Erz und Kupfer,
Und auch mit Menge
Eisenstein.
Auch dazu füge
Silber zur Genüge.
Ja sie lesen dar im Lande,
Gold in diesem Sande.

Hans Warsch, der entschloßne Schafhirt zu Oggersheim.

Als Don Ferdinand Gonsalvo von Cordua im Jahre 1621 vor hatte, die Stadt Frankenthal zu belagern, nahm er sein erstes Quartier zu Lambsheim unfern Oggersheim. Darüber entstand in dem letztern Städtchen ein solcher Schrecken, daß die angesehenen Einwohner sich eiligst nur mit so viel Haabe, als sie fortzubringen vermochten, nach Mannheim retteten. So blieben etwa 24 arme Bürger zurück, welche die Brücken aufzogen, die Thore verschloßen, und nun ruhig abwarteten, wohin sich die Sachen wenden würden. Plötzlich zeigten sich die Spanier von Lambsheim aus mit 17 Reitern im freien Felde; die Oggersheimer brannten, in der Hoffnung sie abzuschrecken, ihre Doppelhacken zweymal los, allein dem ungeachtet ritt ein Trompeter heran, und foderte den Platz auf. Die Bürger, von Furcht ergriffen, eilten jetzt, sich auf der andern Seite der Stadt, wo die Mauer am Niedrigsten war, über diese zu retten. Niemand blieb zurück, als der unerschrockne Schafhirt, Hans Warsch. Von Allen verlassen

und ohne Hoffnung eines Entsatzes, wagte dieser es für seine Person, allein mit dem Trompeter auf die Bedingung, bey seiner Religion, seiner Habe, auch mit Weib und Kindern ungekränkt zu bleiben, über Uebergabe zu verhandeln. Auf Bewilligung seiner Vorschläge öffnete er erst den Spaniern die Thore, welche, des Mannes Geistesgegenwart achtend, eine Wache vor sein Haus stellten und den Vertrag getreulich hielten. Gonsalvo selbst hatte dieser Zug des Hans Warsch so erfreut, daß, als ihn der Letztere bald darauf zu Gevatter gebeten, er das Kind aus der Taufe gehoben und den Schafhirten von seiner Tafel bewirthet hat.

Moritz von Sachsen und Sebastian Ribisch.

Der tapfere Herzog Moritz von Sachsen, nachmals Kurfürst, zog 1542 gegen die Türken. Hier stürzte er sich einmal in die äußerste Gefahr, als er bey einem plötzlichen Anfall der Feinde schnell die Waffen ergriff, und auf die Beutemacher loseilte, ohne abzuwarten, bis ihm die Andern zu Hülfe kamen. Mit Ungestüm wies er den andrin-

genden Reiterhaufen zurück, aber unglücklicher Weise fiel er vom Pferde und war nun rettungslos verloren, wäre nicht Sebastian Ribisch herbey geeilt und hätte mit Gefahr des eigenen Lebens den Einzelkampf gegen so Viele aufgenommen, entschlossen, lieber zu fallen, als den Herzog zu verlassen. Inzwischen kamen Viele aus dem Lager herbey und jagten die Türken in die Flucht, Ribisch aber entriß Moritz gegen die Hoffnung dem Untergang. Dieses muthige Einstehen für seines Fürsten Erhaltung bezahlte er aber mit mehreren Wunden, an welchen er im Lager den Tod des Helden starb.— Moritz, der ein Feind von Schmeicheleyen war, hörte später über die große Gefahr, die damals über ihm geschwebt, allerley wunderbare Erdichtungen von dem, was er gethan haben sollte, erzählen. Diese Unverschämtheit bestrafte er bloß durch die Frage: wo war ich denn wohl damals?

Herzogs Christian von Mecklenburg-Schwerin denkwürdige Worte in seinem letzten Willen.

Herzog Christian von Mecklenburg-Schwerin (gestorben am 24. Februar 1658) machte am 31.

Oktober 1654 durch einen letzten Willen unter seinen sechs am Leben befindlichen Söhnen eine Erbtheilung. In seinem Testamente kamen goldene Worte der Erinnerung vor. Im 39. §. heißt es: Weil auch eines Fürsten und Regenten Sicherheit, Macht und Vermögen guten Theiles darin besteht, daß er von seinen Landesständen und Unterthanen mehr geliebt als gefürchtet werde, so haben unsre Söhne, besonders der Regent des Herzogthums Mecklenburg, darauf zu sehen, daß sie der Unterthanen, mit denen sie heben und legen, die ihnen auch in Nöthen ihrer Pflicht und obliegenden Schuldigkeit nach unterthänig beyspringen und unter die Arme greifen müssen, gehorsame Affection, Liebe und Treue erlangen und behalten: denn die Devotion, die nur aus Furcht entsteht, ist nicht beharrlich und sicher und dauert auch nicht länger als die Furcht selbst. Eine solche beständige Devotion, Liebe und Treue der Unterthanen ist vornehmlich zu erlangen und zu erhalten durch unpartheyische durchgehende Administration der Justiz, ernste Bestrafung des Bösen, Schutz der Frommen, Belohnung des Guten, auch gnädige Verstattung eines unterthänigen Zutritts und Gehör der Unterthanen, wodurch die Gemüther gewonnen werden und gute Affektion erhalten wird, sodann auch, daß die Unterthanen und Landstände bey ihren wohlhergebrachten Privilegien,

Gerechtigkeiten, Freiheiten, so ihnen von unsern löbl. Vorfahren und uns selbst gnädig concedirt und gegönnet, gelassen, geschützet und erhalten werden. — §. 39. Vor ungewöhnlichen neuen und beschwerlichen Steuern, die ohne Noth erfordert werden und bey dem Unterthan viel Seufzen, auch statt des Segens den Fluch erwecken, sollen unsre Söhne allerseits sich hüten und gewiß dafür halten, alles Gold, das mit der Unterthanen Thränen gesammelt wird, sey falsch und nur der Segen des Allerhöchsten, der auch durch der Unterthanen eifriges Gebet für ihre Obrigkeit erworben wird, mache reich. Wenn auch andringender Noth und Wohlfahrt des Vaterlandes, Reichs-, Kreis- und Landessteuern bewilligt und erhoben werden sollen, daß einer für den andern, sonderlich der Arme für den Reichen nicht beschweret, sondern eine durchgehende, unpartheyische Gleichheit, nach eines jeden Vermögen, so wie man es nennet, per aes et libram geschieht, conservirt und erhalten werde, ohne Unterschied der Personen.

Der Orden der Sklavinnen der Tugend.

Unter diesem Namen stiftete Eleonora, Kaiser Ferdinand III. dritte Gemahlin, die einzige Tochter des Herzogs von Mantua und Montferrat, Karl VI., 1662 eine Gesellschaft vornehmer Damen, welche sich verpflichteten, unter dem stärkenden Vorstande der Begründerin sich der Tugend völlig hinzugeben, weil sie erst Würden und Ehren-Bedeutung gibt, und die Leidenschaften siegreich zu bekämpfen. Da die Sittlichkeit sich über alles Irdische erhebt, so ward zum Sinnbilde des Ordens die strahlende Sonne gewählt. Diese ward auf Gold geschmelzt, in Form eines goldenen Pfennings mit dem Beywort: „diese siegt prangend allenthalben", und mit einer goldenen Kette getragen. Für gewöhnlich mußte jede Ordens-Dame das goldene Kennzeichen mit einem schwarzen Bande am linken Arme haben. Um aufgenommen zu werden, wurden hohe und vornehme Geburt, und offenbares Zeugniß eines edlen Geistes und ehrbaren Wandels gefordert. Die Sclaverey der Tugend, zu der sich die Glieder verbanden, sollte bestehen: in Bezähmung der Gemüthsbewegungen,

in den äußerlichen Wirkungen und den Werken gegen den Nächsten, vorzüglich aber im Muthe im Unglück, im Gleichmaß im Glücke, in Aufrechthaltung bey Zufällen, dauernder Fügung unter die Vorschriften der Vernunft, in anständigen, einem edlen Gemüthe geziemenden Geberden, in Besonnenheit im Gespräche, Rücksicht auf Ort, Zeit und Person. Die Zahl der leibeignen Damen sollte dreyßig nicht übersteigen. Dieser Orden kam nach der von der Kaiserin 1668 geschehenen Stiftung des Sternkreuz-Ordens in Abnahme und erlosch endlich völlig.

Kurfürsten Moritz von Sachsen kluges Benehmen, ehe er 1552 Karl V. angriff.

Nach der Schlacht von Mühlberg, in welcher der Kurfürst von Sachsen, Johann Friedrich, gefangen wurde, und nach der auch Philipp, Landgraf von Hessen, seine Freiheit verlor, erregte der Kaiser Karl vorzüglich bey den christevangelischen Ständen große Befürchtungen, es sey auf ihre gänzliche Unterdrückung angesehen. Deswegen faßte der Kurfürst Moritz von Sachsen schon vor der Uebergabe von Magdeburg, das seiner Wider-

spenstigkeit gegen das Interim halber von Reichs-wegen durch ihn belagert ward, den festen Entschluß, Karls Uebergewalt in ihre verfassungsmäßige Schranken zurückzuführen. Zwar verdankte er dem Kaiser Großes, aber mächtiger gebot die Pflicht für das Vaterland, welches in seinen köstlichsten und heiligsten Vorrechten bedroht war. Moritz führte sein Vorhaben mit äußerster Klugheit aus; denn er hatte es mit einem Feinde zu thun, welcher ihm weit überlegen war, wenn es demselben gelang, gegen den Angreifer alle Kräfte zu entwickeln. Vor Allem beobachtete er ein gänzliches Stillschweigen gegen seine Umgebungen, so daß aus diesen Niemand erfuhr, zu welchem Zwecke ein französischer Gesandter zu ihm gekommen sey. Da Moritz nach der Eroberung von Magdeburg seine Völker nicht auseinander gehen ließ, sondern vielmehr verstärkte und bey dem Kaiser über die Unordnungen, welche diese sich erlaubten, Klagen einliefen, auf die der Kurfürst von ihm zur Rede gesetzt wurde, entschuldigte sich der letztere dadurch, diese Vorfälle seyen bloße Folgen des unbezahlten Soldes. Karl selbst faßte so wenig eine ernsthafte Besorgniß, daß er sogar auf gegebene Warnung, gegen den Kurfürsten auf der Hut zu seyn und ihn nach Innsbruck zu entbieten, um ihn durch List zu entwaffnen, erwiedert haben soll: „die tollen vollen Teutschen taugten nicht einmal zu listigen Ränken

der Art.“ Auch der Bischof von Arras glaubte Moritz zu diesen zu gerade und fürchtete, man möchte ihn erst zu Bösem reizen. Allein dießmal hintergingen die tollen vollen Teutschen den nüchternen Kaiser wirklich. Dieser rechnete vorzüglich auch auf geheime Verräther von Moritz, da er zwey Sekretäre durch Gehalte bestochen hatte. Moritz, der diese gelegte Schlinge entdeckt hatte, wußte von ihr den besten Gebrauch zu machen. Er entließ diese Männer etwa nicht des Dienstes, sondern zog sie vielmehr zu seinen Berathungen, in denen er seine aufrichtigen Gesinnungen für den Kaiser versicherte. Auch durch die Beschickung der Kirchenversammlung zu Trient leitete er irre. Zudem versprach er, sich bey dem Kaiser zu Innsbruck in Person einzufinden, machte sich wirklich auf den Weg und nahm sogar einen von den bestochenen Sekretären mit sich. Zwey seiner Räthe mußten voraus reisen und in Landshut auf ihn warten. Er selbst aber wußte seine Reise unter den schicklichsten Vorwänden, vorzüglich auch des Seitenstechens und durch kurze Tagreisen Anfangs zu verzögern, dann selbst in sein Land zurückzukehren, nachdem der von Karl gedungene Geheimschreiber einstweilen nach Innsbruck geschickt worden war, den Kurfürsten zu entschuldigen, in der That aber, den Kaiser durch seine Aussagen noch sicherer zu machen. Während Moritz so die Täuschung voll-

kommen machte, ging Markgraf Albrecht von Brandenburg im Stillen nach Frankreich (1552) um das schon das Jahr vorher mit dem Könige beschlossene Bündniß von diesem unterzeichnen und beschwören zu lassen. Der Kurfürst hielt hierauf einen Landtag zu Torgau, wo ihn die Stände auf ein von dem kaiserlichen Rath und Hofmarschall, Wilh. Böcklein, aus Berlin erlassenes Schreiben ersuchten, gegen Karl zu keiner Gewalthandlung zu schreiten, sondern die Freilassung des Landgrafen auf anderm Wege zu suchen. Der Kurfürst hatte auf diesem Tage erklärt, daß der Sohn des Landgrafen, Wilhelm, darauf bestünde, er solle sich, nach der von ihm geleisteten Bürgschaft, auf den Montag nach Invocavit mit seinem eigenen Leib zu Kassel einstellen, widrigen Falls er ihn als einen treu- und ehrlosen Mann und Gott und der Welt beschrieen und ausgerufen haben wolle. Die Stände wendeten sich in einem Schreiben an den Prinzen, um Morizen für das Innlager noch Nachsicht zu bewirken. Auch Melanchthon war gegen Gewalt. Der Kurfürst blieb aber standhaft bey seinem Gedanken nnd unverrückt in seiner Klugheit. Noch von Torgau aus entschuldigte er sein Ausbleiben bey dem Kaiser schriftlich, bat nochmals um Freilassung Philipps und trug Beschwerden über die Versammlung zu Trient vor.

Nun war die Zeit, die Maske abzuwerfen, reif geworden. Nachdem Moritz nach Dresden gegangen, seinem Bruder August die Regierung aufgetragen und diesem einige treue Räthe beygegeben hatte, begab er sich zu seinem Kriegsvolke in Thüringen, musterte dasselbe und schickte sich zur Vereinigung mit dem jungen Landgrafen Wilhelm an, die auch am 23. März 1552 bey Bischofsheim jenseits der Rhöne erfolgte.

Um diese Zeit ließ er auch im eignen Namen, dann im Namen Johann Albrechts von Mecklenburg und des Landgrafen ein gedrucktes Ausschreiben an alle Kurfürsten, Fürsten, Stände, auch den Adel des teutschen Reiches ausgehen, um die Ursachen seiner Kriegsrüstungen zu entwickeln. Ein ähnliches Schreiben ließ der Verbündete des Kurfürsten, der ungestüme Markgraf Albrecht von Brandenburg, ausgehen.

In und um Schweinfurt versammelten Moritz und der Landgraf ihr ganzes Heer, brachen dann auf, vereinigten sich bey Rothenburg an der Tauber mit dem Markgrafen Albrecht, und marschirten hierauf weiter nach Donauwörth.

Die Seuche in Wien im Jahre 1679, und Graf Schwarzenberg.

Furchtbar war die Pestseuche, welche im Jahre 1679 in Wien wüthete: denn es kannte die damalige Zeit weder alle klugen Vorbauungsmittel gegen ein solches Uebel, noch hatte die Heilkunst die Höhe erreicht, um ihm auf einfachem Wege schnell und gründlich abzuwehren, daher allgemeines Entsetzen und öffentlicher Jammer. Immer gräßlicher tobte die Krankheit; in 22 Stunden war über Leben oder Tod des von ihr Befallenen entschieden. In dreyhundert Häusern fand man keinen Einwohner mehr, in 14 Tagen waren in und vor der Stadt, im Lazareth und im Spital jedes Tags an 200 Menschen dahin gerafft. Darüber kam in die Lebenden solches Entsetzen, daß sie sich auch um Geld dem Angesteckten versagten und die Beerdigung der Todten vermieden, so daß Bader und Barbierer sogar in Fesseln zu Dienstleistungen im Lazareth gezwungen werden mußten. Anfangs wüthete die Seuche nur unter Geringen und Armen, dann verbreitete sie sich auch unter den Angesehenen, welche an nichts, als an Hülfe und Wartung, Mangel litten. Vor den Thoren

wurden daher völlige Werbungen angestellt, und denen, welche sich zur Pflege verstehen wollten, wöchentlich 12 Gulden zugesagt.

Als so die Noth auf das Höchste gestiegen war, nahm sich der unglücklichen Einwohner Niemand so lebhaft an, als der Statthalter Graf von Schwarzenberg. Ihn sah man täglich am frühen Morgen und Nachmittags auf den Straßen umher reiten, für Fortschaffung der Kranken in das Lazareth, für Bestattung der Todten und Verhütung weiterer Ausbreitung der Seuche sorgen, indem die Menschen von der Habsucht angereitzt wurden, in die von Einwohnern entblößten Häuser einzusteigen, um sich da der Habseligkeiten zu bemeistern. Von solchem Frevel abzuschrecken, ließ der Graf neun desselben schuldige Personen vor der Stadt aufhängen. Im Monate Oktober zeigte sich endlich ein Nachlaß der Seuche, daher die Aufmerksamkeit und Strenge verdoppelt wurde, neue Ansteckung zu vermeiden. Aus dem Lazareth und Spital durfte, bey Strafe des Galgens, Niemand, ohne Erlaubniß der Aufseher, gehen, und diejenigen Menschen, welche in Häusern, wo die Seuche geherrscht, von ihr unangegriffen geblieben, mußten in dazu eigens zugerichtete Häuser in die Vorstadt ziehen. Besonders verordnete Kommissäre sorgten für die Säuberung der angesteckten Wohnungen, Reinigung und Wegschaffung der

beweglichen Geräthschaften und Kleidungen, um dieselben zu verbrennen. Erst nach einem Monate durften solche Häuser wieder bewohnt werden. Im November endlich hatte man Grund, sich mit der Abnahme der Krankheit wieder zu beruhigen; das flüchtig gewordene Volk kehrte vom Lande zurück, vom Leopoldus-Tage an sah man die Laden wieder geöffnet, die Zufuhren erneuert und die Gerichte ihren Gang fortsetzen. Doch behielt man noch möglichste Vorsicht bey, weil sich das Unglück allzu tief eingedrückt: denn es waren im Jahr 1679 bis zum 27. November in der Stadt und in den Vorstädten 190,518 Menschen aufgerieben worden. Bey dieser Krankheit wollten die Aerzte den ersten Grund im Magen finden, in dem sich auch viele Würmer erzeugten. Als das wirksamste Mittel gebrauchte man Citronen.

Der Mäusethurm bey Bingen.

Folgendes ist die gewöhnliche Erzählung von einem Erzbischof Hatto in Mainz und dem Mäusethurm:

Der Erzbischof Hatto II. wurde bey einer Theurung im Jahre 967 (oder 970) von seinen

Unterthanen ersucht, ihnen Korn zu geben. Statt dessen sperrte er sie in eine Scheune und ließ dieselbe anzünden. Bey dem erbärmlichen Winseln der armen Leute sagte er: „Hört ihr die Kornmäuse pfeifen?“ Der grausame Mann wurde nun von den Mäusen verfolgt, so daß er sich nicht anders mehr retten zu können glaubte, als dadurch, daß er in dem Rhein einen Thurm bauen ließ, um sich dahin zu flüchten. Allein auch dort wurde er von den Mäusen verfolgt, und ohne Gnade aufgefressen; daher hat der Mäusethurm bey Bingen seinen Namen erhalten.

Diese Volkssage haben bereits als Mährchen verworfen Nik. Serrarius, Mich. Lilienthal, und Erdmann Wilhelm Volland. Kein der Zeit nach nächster Chronist, welcher des Hatto gedenkt, weiß etwas davon, wie Marianus Scotus, Lambertus Schafnaburgensis, Sigebertus Gemblacensis. Sie wissen nicht einmal etwas von einer damaligen Hungersnoth. Der älteste mir bekannte Schriftsteller, der jene Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert erzählt, ist Johann Trittenheim († 1516) Abt von Sponheim *), der sie aber selbst für nichts anders ausgibt, als für eine unsichere Erzählung, die sich unter den Einwohnern jener Gegend fort-

*) In Chron. Hinsaug. p. 35. (ed. Francof.)

gepflanzt habe, worüber er aber selbst nichts entscheiden will.

Der Erzbischof Hatto II. war vorher Abt zu Fulda, und stand bey Kaiser Otto I. in solcher Gunst, daß er ihn 968 zum Erzbischof in Mainz ernannte. Er wird durchgehends als ein solcher sanfter und weiser Mann beschrieben, daß von ihm dergleichen Grausamkeit nicht wahrscheinlich ist. Wäre die Sage eine Mönchserdichtung, wie Einige glauben, so möchte dieselbe durch sein strenges Verfahren gegen faule und liederliche Mönche entstanden seyn, welches Marianus Scotus von ihm erzählt.

Aber die Erzählung selbst enthält einen Widerspruch. Hatto soll zu seiner Rettung erst im Rhein einen Thurm gebaut haben, um der Verfolgung der Mäuse zu entgehen. Dieser konnte doch nicht in einigen Tagen fertig werden. Bis zu dessen Vollendung müßte er mit den Mäusen einen Waffenstillstand eingegangen haben!

Da nun der Mäusethurm nicht von den Mäusen seinen Namen hat, so verfiel man auf andere Herleitungen dieser Benennung. Leibnitz wollte diesen Namen von Mausen, rauben, stehlen, herleiten, weil er ehemals möchte ein Raubnest gewesen seyn. Serrarius leitet ihn von Mausen, lauschen, ab, weil er ein Wartthurm gewesen. Neuere Geographen machen daraus einen

Mautthurm, der seinen Namen vom Rheinzoll haben soll. Die natürlichste Erklärung dieses Namens ist wohl diejenige, welche bereits J. H. Schminke, und Domprobst Dreyer gegeben haben. Der Mausthurm heißt ein Thurm mit Geschütz; denn Mus, Müse, Maus heißt Geschütz: daher kommt die Muskete. Das Zeughaus heißt in einer Chronik Mus-Haus oder Maus-Haus.*) In Lübeck und Braunschweig hießen die Rathsherren, welchen die Aufsicht über das Geschütz anvertraut war, Musmeister; Müsmeister, Musmester. Daher kommt auch wohl Metze, als die Benennung eines großen Belagerungs-Geschützes.

So verursachte Mangel der Sprachkenntniß die Erfindung eines Mährchens.

Der Name des Thurms wird wohl nicht älter als das vierzehnte Jahrhundert seyn, in welchem erst der Gebrauch des Geschützes aufkam.

---

*) In Menke Scr. rer. Sax. T. I. p. 94.

Anekdoten.

Als im Jahre 1622 der Graf Mansfeld mit Christian Herzog von Braunschweig dem Grafen Moritz zuziehen wollte, welcher ihrer zum Entsatz von Berg=op=zoom begehrte, so stellte sich ihnen bey Fleury an der brabantischen Gränze Gonsalvo von Cordua entgegen. Die beyden Erstern faßten daher den Entschluß, am 19. August Morgens mit Gewalt sich durchzuschlagen. Der Herzog focht wie ein Rasender, zum drittenmale mußte er das Pferd wechseln und eine Kugel fuhr durch seine linke Hand; entschlossen durchzubrechen oder zu sterben, ließ er vom Feinde nicht ab. Dafür ward ihm verdienter Sieg. Erst nach diesem zeigten sich die Folgen, daß Heinrich seine Schußwunde Anfangs vernachläßigt; er mußte sich den Arm abnehmen lassen. Während der Operation zu Breda entfuhr ihm auch nicht der leiseste Laut des Schmerzes. Während er noch zu Bette lag und ein spanischer Trompeter Gefangener halber in die Stadt kam, ließ ihn der Herzog vor sein Ruhelager kommen

und befahl ihm, Spinola zu sagen: „der tolle Herzog hätte zwar den einen Arm verloren, aber der andere bleibe ihm, um sich an seinen Feinden zu rächen.“

Hermann Grin, Bürgermeister zu Köln, widerstand den Versuchen des Bischofs gegen der Stadt Freiheiten auf das Ernstlichste. Dadurch ward er den Clerikern ein Gegenstand der Verfolgung. Zwey Kanoniker unterhielten in des Bischofs Namen einen wilden Löwen. Diese verstellten ihren Haß gegen den Grin und luden ihn zur Tafel ein. Da der Letzte arglos erschien, führten sie ihn in das Gemach, worin der Löwe sich befand und schlossen ihn dort ein. Dann theilten sie den übrigen Kanonikern freudig ihre That mit. Aber Hermann, ein Mann unerschrocknen Sinnes, hatte rasch seinen Mantel um den linken Arm gewickelt, das auf ihn lossteigende Thier so empfangen und indem er ihm jenen in den Rachen gestoßen, mit der Rechten getödtet. Dann berief er den Rath und trug diesem das Ereigniß vor. Die Rathmänner, von Unwillen ergriffen, ließen die zwey Kanoniker, die dieser Wendung noch unkundig waren, vor sich rufen und nach Eingeständniß ihrer Schuld bey dem Dom (ungefähr um 1260) aufknüpfen.

Ritter Eck von Reuschach diente gegen die Türken bey dem Einfalle, den Soliman 1541 in Hungarn machte; neben ihm führte auch sein tapferer Sohn die Waffen. Dieser wagte sich, ohne seines Vaters Vorwissen, mit Andern auf das freie Feld, um sich mit mehrern Türken zu messen. Im hitzigen Gefechte erlegte Reuschach vor den Augen seines Vaters, der den unerkannten Kämpfer in der Ferne bewunderte, einige Feinde, bis er endlich selbst fiel. Da wendete sich der alte Eck zu den Umstehenden und sagte: wer auch dieser Wackre seyn mag, er verdient ein ehrbar Begräbniß. Einige auserlesene Soldaten wurden nun abgeschickt, den Leichnam der Türken Händen zu entreißen und in das Lager zu bringen. Welch' ein Entsetzen für den Vater, als man den Helm öffnete und er seinen Sohn erkannte! Während sich die Augen der Uebrigen mit Thränen füllten, stand der Alte erstarrt da, den Blick unverwandt auf den Todten geheftet, und fiel in eine Krankheit, an der er bald starb.

Als der Feldmarschall von Pappenheim 1631 am Anfange der Belagerung von Magdeburg einen Versuch machte, den Oberst Falkenberger, Befehlshaber des Platzes, auf die kaiserliche Seite zu bringen und ihm wissen ließ: „er habe von

seiner Person eine hohe Meinung und bedaure nur, daß er sich allein gegen das Oberhaupt der Christenheit gebrauchen lasse, da er vom Kaiser ganz andere Bedingungen erhalten könne," bekam er vom Falkenberger die Antwort: „einen Verräther und Meineidigen möge er sich anderwärts suchen, der Bote aber, der ihm noch ein solches Anerbieten mache, werde dafür den Strick als Belohnung bekommen."

Als der König Ferdinand I. einst sah, wie einer seiner Hofbedienten ein armes Weib, das ihm eine Bittschrift fußfällig überreichen wollte, ungestüm zurückstieß, verwies er ihm ein solches Benehmen mit den Worten: „Wenn wir die Armen nicht hören, wenn sie bey uns klagen, so wird Gott auch uns mit unsern Klagen nicht anhören."

Der Kurfürst Johann Georg von Brandenburg (geboren am 11. Sept. 1525, gest. am 8. Jan. 1598), ein Fürst, der seines Landes Blüthe mit treuer Liebe förderte, richtete seine Blicke auch auf das arme Volk. Aus diesem durfte sich jeder Unterthan ihm mit Vertrauen nähern; reiste er umher, so hielt er aller Orten stille und suchte die Klagen und Wünsche der Einwohner zu ver-

nehmen. Einst erschien ein dürftiger Mann vor ihm, um ihn schüchtern um Gerechtigkeit anzuflehen; unter andern Beweggründen brachte er auch den vor: er sey ein kurfürstlicher Unterthan. „Sey gutes Muthes, sprach Johann Georg ihm zu, wenn du ein Heide oder Türke wärest, so würde dir Gerechtigkeit widerfahren, um so vielmehr, da du mein Unterthan bist.“

Blicke in's Mittelalter.

So vieles habe ich seit einigen Jahren gelesen von den Herrlichkeiten des Mittelalters, daß die Lust mich anwandelte, selbst in die Bücher der Vorzeit zu blicken, um all das Schöne, das Treffliche aus reiner Quelle hervor zu holen. Denn nur da ist zu finden das Edle, das Biederbe, vermischt nun freylich mit einer Portion von Derbheit, aber eben deswegen unverholne Aeusserung der Thatkraft. Keine Arglist, keine Tücke, wie unser verkrüppeltes Zeitalter sie darbietet; nein, sondern in inniger Verbindung mit der mächtigen Faust das Urbild der schuldlosen Andacht, im reichsten Genusse ungeheuchelter Dahingebung zur Gottesverehrung. Doch wer könnte aufzählen alle die Vorzüge der altteutschen Welt, von welcher so mancher unserer Schriftsteller des Rühmens kein Ende zu finden weiß.

Um in den lobpreisenden Ton mit einstimmen zu können, habe ich gesucht, lange gesucht, und nicht gefunden, was ich zu finden auf das Wort meiner Vorgänger mit Gewißheit hoffte. Ohne Zweifel kannten sie bessere Hülfsmittel, als die

sind, welche ich mit gebührender Sorgfalt zu Rathe gezogen habe. Was meinem Blicke begegnete, stellte die menschlichen Handlungen der Vorzeit nicht anders vor, als unsere Tage sie zum Vorschein bringen, mit dem Unterschiede, daß die Ungebundenheit jener Tage Erscheinungen erzeugte, welchen unsere feiner polirten Einrichtungen den Zutritt versagen. Wer etwa zu wählen hat, ob er in der Lage zu leben beliebe, wie sie gegenwärtig uns umfaßt, oder in dem Umtriebe der Vorwelt, dem rathe ich wohlmeinend, daß er sich bequeme, mit der unsrigen vorlieb zu nehmen. Denn da kann er zwar nicht, wie in unsern Romanen, aus der hohen Burg mit reisigem Zeuge fahren, um den Pfeffersack nieder zu werfen, und ihn so lange im Burgverliese abfaulen zu lassen, bis er sich zu dem vorgeschriebenen Lösegeld versteht, da hört er nicht das tönende Horn von dem Thurme, da werden mächtige Pokale seltener in vollen Zügen ausgeleert. Aber zur Entschädigung reiset er nun mit Sicherheit auf seiner Straße, legt seinen Garten und die Wohnung auf offenem Lande an, ohne den gewaltthätigen Feuerbrand des Mordbrenners zu fürchten; er findet rechtlichen Schutz gegen schreyende Gewaltthätigkeit, selbst des Uebermächtigen. Alles schlug damals zu, oder wurde geschlagen.

Eben dieß ist die treffliche Kraftäusserung des alten Teutschismus, versichert der Bewunderer; wer reitet der reitet, wer leidet der leidet. Alles hält seinen folgerechten Gang von offener Derbheit; nichts Falsches, keine Hinterlist, reine Andacht in dem Heiligthume der Religion.

Ständen auch nur diese nicht ganz tröstlichen Zusicherungen in den Annalen der Oberwelt, welche ich zu Rathe zog, willig wollte ich meine Behauptungen in das Burgverlies dahin geben, aber leider fand ich gar vieles auf andere Weise. Zwar mitunter edeldenkende Männer, welche der gütige Himmel zu keiner Zeit unserm Vaterlande versagt hat; andre, die bey mannigfaltiger Ungezogenheit, doch tapfer, gerade, mit ehrlicher Fehde, ohne Tücke, ihr Wesen führten; aber auch wieder andere, denen Schurkenstreiche wenigstens eben so gut als in unsern verfeinerten Tagen gang und gebe Sache waren, Weiberrache, hinterlistige Nachstellung, Vergiftung, Meuchelmord, wobey noch überdieß nicht selten die heilige Hand des Geistlichen mit im Spiele war. Und die Religion? Die war in der Regel ein treffliches Auskunftsmittel für den Bösewicht. Wer raubend, plündernd und mordbrennend sein Leben durchlebt hatte, kaufte sich, wenn das Lämpchen zu erlöschen anfieng, los von der Last seiner Sünden, durch reiche Spenden an irgend einen Heiligen, der die

arme Seele nicht zu Schaden kommen ließ; in remedium animae lauten daher die Tausende der noch vorhandenen Schenkungsbriefe.

So spricht seine Ansichten ein düsterer Grillenfänger aus, versichert der Bewunderer der Voraltern; ich muß also, um meine Hände in Unschuld zu waschen, unter den vielen sich darbietenden ein paar beweisende geschichtliche Angaben der lesenden Welt unter die Augen stellen.

In Todesfeindschaft lebte im dreyzehnten Jahrhundert Pabst Innocenz IV., so wie mehrere seiner Vorgänger, mit Kaiser Friedrich II., und jeder Theil hatte zahlreiche Anhänger und Widersacher in Teutschland. Zu des Kaisers Gegnern hatte auf einige Zeit auch Herzog Otto in Baiern gehört, war aber anderes Sinnes geworden, lebte nun für Kaiser Friedrich und gab seine Tochter Elisabeth zur Gemalin dem Sohne desselben, Konrad, welcher als römischer König an des Vaters Stelle das Uebergewicht der Hohenstaufen in Teutschland zu erringen suchte. Mit Herzog Otto war er in Landshut, als Auftrag aus Italien kam, die Braut des Vaters, eine sächsische Prinzessin, wohlbehalten an den Ort ihrer Bestimmung zu liefern. Ueber Regensburg richtete sich die Reise der Braut, zu deren feyerlichem Empfang viele Rathsherrn der kaiserlich gesinnten Stadt entgegen zogen. Dieß war herrlicher Fund

für den streitfertigen Gegner des Kaisers, den Bischof Albrecht von Regensburg. Mit überlegener Mannschaft überfällt er den festlichen Zug, und führt ihn samt und sonders ab nach seiner Veste Donaustauf, ein tüchtiges Lösegeld versprach er sich von den gefangenen Patriciern.

Doch schnell kommt die Kunde an König Konrad und Herzog Otto; sie ziehen heran mit zahlreichen Mannen, kümmern sich wenig um die Veste, deren Belagerung viele Zeit erfordert hätte, verwüsten aber weit und breit die Besitzungen des Bischofs und zwingen ihn dadurch zur Auslieferung der Gefangenen. Bisher ist die Sache eine von den alltäglichen Fehden, deren die Geschichte so viele aufzuzeichnen hat.

Aber wenige Tage nachher beschließt Kaiser Konrad, auf Einladen der Bürger, die Weihnachten (1250) in Regensburg zu feyern, das Stift St. Emmeram wählt er zu seinem Absteigequartier. Nur vier seiner Getreuen schliefen mit ihm in einerley Zimmer. Dieß erfuhr sogleich Bischof Albrecht durch Spione, und übertrug seinem Dienstmann Konrad von Hohenfels die ehrenvolle Rolle, den König im Bette zu morden. Das Bubenstück gelingt, im Bette wird in der Mitternachtstunde der König überfallen und erstochen, mit ihm einer seiner Begleiter, die drey übrigen führt man gefangen ab. Denn vor dem

Thore wartete der Bischoff mit bewaffneter Schaar auf den Erfolg der Unternehmung; nach seiner Meinung hat der Meuchelmord gedeihlichen Erfolg genommen. Wie erstaunte alle Welt, als Konrad am nächsten Morgen wohlbehalten zur versammelten Menge trat, und den nähern Zusammenhang erklärte. Als schon die Zugänge zur Abtheilung des Hauses besetzt waren, wo der König schlief, bemerkt ein treuer Dienstmann, Friedrich von Ewesheim, die drohende Gefahr, eilt in das Zimmer, steckt den König unter einen Schemel, an seine Stelle legt er sich in das Bett, er läßt sich morden, Konrad ist gerettet. Nun wurden freylich viele Domherrnhäuser in der Stadt geplündert, das Kloster St. Emmeram, welches nicht ohne Ursache der Theilnahme beschuldigt wurde, zum Theil niedergerissen, die Besitzungen verwüstet; aber dem Bischoff Albrecht? Gegen den ehrwürdigen Mann erhob sich keine Seele; an seine Bestrafung kommt so weniger ein Gedanke, da bald darauf die Nachricht von dem Tode des Kaisers sich verbreitete, und die Böhmen als Albrechts Gehülfen einen Einfall in Baiern machten. Die Heiligkeit seiner Würde hätte ihn in jedem Falle geschützt, wie sie so manchen Andern geschützt hat. Die gleichzeitige Chronica Augustensis erzählt die Begebenheit ohne weitere Bemerkung, aber Hochwart in seiner Geschichte der Regens-

burger Bischöfe verbreitet sich weiter in die einzelnen Umstände, und findet die ganze Unternehmung schön angelegt und lobenswerth, denn Konrad lag in dem Banne des Pabstes. So handelte ein Bischof, solches Urtheil fällte das Mittelalter.

Eine andere Geschichte trägt keinen Meuchelmord zur Schau, aber den Beweis liefert sie, daß das ganze Teutschland ein großes Raubnest war; daß keine fromme Handlung, noch weniger ein Kaiser, gegen Rohheit und Willkühr schützten.

Als Kaiser Karl IV. in Deutschland regierte, wandelte dem englischen Herzoge von Lancaster die Lust an, sich durch einen Kreuzzug gegen die Unglaubigen auszuzeichnen. Nicht in das gelobte Land, diese Sitte war damals schon ausser Uebung gekommen, sondern zur Unterstützung der teutschen Ritter gegen die heidnischen Preußen und Lithauer. In Flandern landet er, und schickt seine 400 gewappnete Reiter mit vielem Gelde durch Westphalen voraus, welche mit friedlichem Zug bis nach Paderborn kommen. Die Vorsichtsmaaßregel war vernachläßigt worden, sich sicheres Geleit von den vielen in der Umgegend hausenden Grafen und Herrn zu erbitten. Die Heiligkeit der Absicht und die gewappnete Mannschaft schützen hinreichend, so dachte der Herzog irrigen Wahns. Denn kaum verbreitet sich der Ruf von dem Daseyn der Fremdlinge und des vielen mitgebrachten Geldes,

so rüsten sich zur gemeinschaftlichen Fehde die Grafen von Padberg, Plettenberg, Rodberg ꝛc. den Kern ihrer sehr gut geübten und bewaffneten Leute sammeln sie schnell, und verlegen bey Lippspring den Weg. Da den Engländern Kunde kam, daß feindlicher Anfall drohe, ziehen auch sie mit fester Entschlossenheit und schlagen den ersten Anfall ab; aber sie vermochten nicht, den wenig zahlreichen aber in ewiger Fehde geübten Räubern in die Länge zu widerstehen; ein Theil wurde erschlagen, die übrigen geworfen und gefangen. So bedeutend war die gemachte Beute, daß jeder der anführenden Grafen aus dem ihm zugefallenen Antheile ein festes Schloß mit dem Zubehör von Land und Leuten kaufte. Hermann Korner, aus dessen Chronik wir die saubere Geschichte erfahren, ärgert sich gewaltig über den abscheulichen Unfug, welcher ohne anderweitige Folgen blieb. Kaiser Karl nahm keine Notiz von dem Vorfalle, sein Wirkungskreis reichte gar wenig über das nördliche Teutschland, wo es durch ewige Raufereyen noch ungleich bunter durch einander ging als in dem südlichen, weil seit der Welfen Fall kein mächtiger Fürst, der dem Unwesen einiger Maßen abhülfliche Hand leisten konnte, in jenen Gegenden herrschte. Und war es redliche Fehde, das heißt, ging der geharnischte Adeliche nicht absichtlich auf Raub aus, und kündigte er seinem Gegner drey Tage vor der

Verfallzeit die Freundschaft öffentlich auf, so konnte weder Kaiser noch Fürst seine rechtmäßige Rauferey stören. War der Mann hingegen landkundiger Straßenräuber, so wurde er als Straßenräuber behandelt, wenn man sich seiner Person und Gehülfen bemächtigen konnte; aufgehenkt wurde er ohne weiters. Da war keine Gnade, wenn die Städte einen adelichen Räuber durch ihre Einspänniger (in unsern Tagen Gens d'armes genannt) erhaschten.) Vorzüglich griff die Hanse im nördlichen Teutschland kräftig durch, mehrere Grafen schmückten durch ihre Verfügungen den Galgen, noch mehreren zerstörten sie die festen Schlösser; denn schon erblicken wir in diesem Zeitraume, obgleich noch nicht häufig, den Gebrauch der Donnerbüchsen.

Das Nest war demungeachtet nicht zu reinigen; immer wieder fanden die Liebhaber ungebundener Freiheit eine Stätte der Zuflucht bey ähnlich denkenden, sie heimlich unterstützenden Fürsten. Nur die dem ursprünglichen Zustand der Rohheit getreu lebenden Männer betrachteten sich als die Nation; abgewürdigt lebte, wiewohl bey täglich wachsenden Kräften, der Bürger in seinen Städten, und der Bauer, zwar dem größern Theile nach der Leibeigenschaft entledigt, aber demungeachtet eine von allen Seiten gedrängte Menschenklasse.

Noch eine kleine Geschichte aus dem nehmlichen Hermann Korner, welcher so manches zur Belehrung und Unterhaltung der teutschen Lesewelt liefert, um dann für immer von dem unseligen Raub- und Raufegeist Abschied zu nehmen.

In Fehde waren befangen der Bischof und die Bürger von Halberstadt mit den Grafen von Regensberg, welche die Weihnachtsnacht erwarten, um durch einen Kanal unter den Mauern weg in die Stadt zu kommen. Die Absicht gelingt, sie überfallen die bey der Mitternachtmette in der Domkirche versammelten Bürger, schlagen todt, was sie todt schlagen können und führen Gefangene ab durch den unterirdischen Gang. Behaupten in der Stadt konnten sie sich also nicht; es war einer der häufigen Ueberfälle, gegen welche man nicht genug auf seiner Hut seyn konnte. Aber bald nachher schlägt der Advokat des Hochstifts die Grafen, bekommt einen derselben in seine Gewalt, und da nicht sogleich ein Baum zum Aufhängen in der Nähe war, sticht er dem Gefangenen die Gurgel ab, und hängt dann den Leichnam an seine in der Erde befestigte Lanze.

Unter so unbändigen, im rohen Naturzustande lebenden Menschen konnte nun freylich Ruhe und Friede eben so wenig gedeihen als ein regelmäßiger Gang der geistlichen Inquisition, welche die Päbste mit so ersprießlichem Fortgange gegen die

Waldenser in Frankreich zum Daseyn gebracht hatten und bald darauf unter Kaiser Friedrichs II. unruhevoller Regierung auch in Teutschland in regelmäßige durchgreifende Einrichtung zu bringen versuchten. Der erste Versuch glückte und schreckte, doch bald schlugen die in Gefahr kommenden Grafen und Ritter den Kezermeister Konrad von Marburg auf offener Straße todt, und kein weiterer Versuch zur Durchführung des Entwurfs im Großen konnte feste Wurzeln schlagen, wie er sie in der Folge so tief in Spanien geschlagen hat. Der für Teutschland nicht unwichtige Gegenstand verdient eine nähere Auseinandersetzung. Hievon, von dem Einwirken des Geistlichen auf das Weltliche, von wunderschönen Mirakeln rc. das weitere bey anderer Gelegenheit.

Die Feyer des Jahrstages der Leipziger Schlacht zu Aachen im Jahr 1818.

Vor einem Jahrtausend prangte das herrliche Kaiserschloß zu Aachen. Kaum ist eine Spur mehr davon sichtbar. Geziert mit den Säulengängen vom schönsten Marmor, mit fürstlichen Hallen, Gängen und Sälen, mitten in einer romantischen Umgebung, war diese Kaiserburg der Sitz jenes großen Monarchen, welcher von dort seinen Blick über Frankreich zu den Pyrenäen gegen die Sarazenen hinrichten, so wie er nach Teutschland herein gegen die Sachsen und Avaren sich wenden konnte. Umgeben von den größten ritterlichen Helden seiner Zeit, von den vorzüglichsten Gelehrten und Bischöfen, erhob Karl sein Aachen als den Mittelpunkt, von welchem aus Ruhm, Gesetz, Bildung und Sitte unter den Völkern sich geltend machten, wodurch das politische Band so verschiedener Stämme ein seltenes Bild eines großen Völkerbundes gewährte. Auf einem der Thore des Pallastes standen die Worte: Hic sedes regni trans alpes habeatur, caput omnium civitatum et provinciarum Galliae.

Schon Pipin, Karls Vater, der lange Zeit hindurch auf dem Schlosse bey Freysing in Baiern sich aufhielt, von den Reitzen des Thales bey Aachen gefesselt, feyerte einstmal das Osterfest in dieser alten Stadt, welche dann Karl zur Residenz erhob, und mit den prachtvollsten Kirchen und Gebäuden verschönerte. Es schien, da er an einer Würm in Baiern von der unglücklichen Bertha geboren, *) daß er dort, wo ebenfalls eine Würm durch Aachens Fluren sich ergießt, zu herrschen bestimmt war. Die benachbarten Hügel prangten von Burgen und gastfreundlichen Stiften, die wie eine Kette von Fels zu Fels an der Rheinlinie fortliefen, und durch alle Gauen Teutschlands dem großen Kaiser huldigten. Wenn nach der Sage Rolands Horn ertönte, schimmerte das Thal von Lanzen und Helmen schnell sich versammelnder Krieger, als wären sie wie durch einen Zauber um Karls Paniere vereint: Gelehrte und Bischöfe durchzogen von dort aus Länder, Volksschulen zu errichten. Dieser Moment der Geschichte bezeichnet mit Recht Aachen als den Punkt, von dem Teutschland sein Ritterthum und seine Stärke empfieng. Aber weit hinter den Jahrhunderten liegt

*) Aelteste Sage über die Geburt und Jugend Karls des Großen. Von Christoph Freiherrn v. Aretin ꝛc. München 1803.

dieser Glanz Aachens; die Zeit bewaffnete sich mit den Stürmen, sie schwang die Flügel der Verhängnisse über Geschlechter und Anstalten, und nur die Erinnerung hebt mit stiller Feyer das Dunkel von dem Farbenbilde des Völkerlebens hinweg, um noch hie und da eine schöne Blüthe der Vorwelt in die Gegenwart zu pflanzen, damit Charakter, Sitte und Einheit unvergänglich bleiben.

Indessen verlor Aachen nie seine Bedeutung und Wichtigkeit für die Annalen des teutschen Vaterlandes. Ohne von jenen Reichstagen und Zusammenkünften unter Karl dem Großen, Ludwig dem Frommen zu reden, waren dort vom Jahre 953 an unter Otto I. bis 1748 zwanzig Reichsversammlungen und Friedensschlüsse, dann zehn Kirchenversammlungen.

Der Genius der Geschichte wollte nicht vergessen, welchen Gehalt von glänzenden Begebenheiten er über Aachens Fluren verbreitete: gleichsam von unerschütterlicher Liebe gefesselt trug er auf den Flügeln des Ruhmes im Jahre 1818 in die Mitte Aachens jene wichtigen Tage des Fürsten-Kongresses, welcher für Europa nach so vielen Umwälzungen und blutigen Kriegsjahren höchst merkwürdig geworden. Unter diesen Tagen war jener des Jahresfestes der Schlacht bey Leipzig der ausgezeichnetste. Der Osten, von den heitersten Farben der Sonnenstrahlen umgeben, schwang mit

seltner Reinheit sein Licht über die Auen Aachens, als wollte er selbst im schönsten Kleide des Morgens den Beginn des Festes feyern. Die anwesenden Heeresabtheilungen, von dem Herzoge von Wellington begleitet, entfalteten auf der Ebene vor dem Adalbertsthore ihre Fahnen, welche von den Blicken der Krieger geschmeichelt ihre Farben mit freundlichem Flattern in die vom Schalle des Geschützes angeregten Lüfte tauchten. Auf einer kleinen Anhöhe prangte ein für dieses Fest aufgerichteter Altar, welchem gegenüber etwas seitwärts auf einer von der Natur erhöhten Stelle die drey Monarchen mit entblößtem Haupte ihren Platz wählten. Etwas zurück in einer zweyten Linie standen Wellington, der Held von Waterloo, die Großfürsten Konstantin und Michael, der ritterliche Kronprinz von Niederland, Prinz Karl von Preußen, und Prinz Karl von Mecklenburg; hinter diesen bildeten die ersten Kriegs- und Staatsbeamten der verbündeten Mächte einen Kreis, in dessen Entfernung das Volk aus der Gegend und Stadt in feyerlicher Stille versammelt war. Der Gottesdienst, von einem Priester aus Koblenz gehalten, endete mit Gesängen des Chors. Die heitern Lüfte nahmen diese Töne der Andacht auf ihre Schwingen, und trugen sie in die ätherischen Höhen, zu deren schönem Blau alle Blicke in derselben Stunde sich wendeten, um dem Höchsten

für die günstigen Hoffnungen zu danken, welche in Aller Herzen bey dem Anblicke des Monarchenbundes rege geworden. Die Rede, welche der Priester an die Versammlung richtete, war wie eine krafterfüllte Welle, welche von den Segnungen des Augenblickes entbunden, die höchste Rührung und Zuversicht in die Herzen goß, und am Ende zu einem Gesammtgesange des trostreichen Amen anschwoll. Dieser Augenblick ergriff jedes Gemüth, und wie von einer göttlichen Begeisterung gerührt, erhob sich König Friedrich Wilhelm, trat zu den beyden Kaisern, und seine Hand ihnen reichend, hielt er die Ihrigen empor. Dieß war das Bild des innigsten Bundes. Diese heilige Minute, von dem Ernste der Kanonenblitze begleitet, von dem feyerlichen Getöne der Glocken aufgenommen, als ob sie aus der Brust der Thürme der einstigen Kaiserstadt den teutschen Landen die Worte des Friedens und der Einheit verkünden wollten, welche die Monarchen in dieser Stellung sich zusprachen, — diese heilige Minute, zugleich im Glanze der unübersehbaren Waffenreihen erhöht, welche auf den Feldern der Schlacht dem Feinde so fürchterlich waren, und jetzt dem heitern Sonnenlichte zum Spiele dienten, wählte der Künstler zu dem Kupferbilde, dessen Inhalt den Zeitgenossen unvergeßlich und immer höchst merkwürdig bleiben wird.

Da wir bey diesem Anblicke zunächst die Stadt Aachen im Hintergrunde als Zeuge dieser Stunde gewahr werden, so sehen wir links den ehrwürdigen großen Dom seine Kuppeln erheben. Karl der Große erbaute ihn im Jahr 796 mit großem Aufwande. Die Säulen und den Marmor hiezu ließ er aus Rom und Ravenna herbeyschaffen, die von ihm zerstörte Stadtmauer von Verdün lieferte die Quadersteine zur Aufführung. Pabst Leo III. weihte diesen Tempel im Jahre 804 zu Ehren der Mutter Gottes. Im Jahre 1353 wurde der große Chor im kühnern gothischen Style angebaut. Darin befand sich sonst das Grabdenkmal Kaiser Otto III. und dessen Statue von Messing. Das Grabmal Karl des Großen hat die einfache Grabschrift: Carolo magno. Ein großer Kronleuchter von vergoldetem Kupfer, ein Geschenk Kaiser Friedrichs I., schwebt über dem Grabmal. Auf dem Hochmünster des Domes ist der sogenannte Königstuhl, worauf Karl der Große im Grabe saß, und bey den Kaiserkrönungen die teutschen Könige Platz nahmen. Die Evangelienkanzel mit Achaten und kostbaren Gemmen geziert und mit Goldblech überzogen, ein Geschenk Kaiser Heinrichs II. verschönert den Dom in einem hohen Grade. Die in diesem Dome aufbewahrten Reliquien und Schätze sind eine Hauptzierde, und werden von Jedem mit frommer Betrachtung und

Erinnerung an die Voraltern bewundert. Nicht weit von diesem Meisterbaue schimmern die Spitzen der beyden Rathhausthürme aus dem Sonnenschein heraus. Dieses gothische Prachtgebäude, im Jahre 1353 aus großen Quadersteinen aufgeführt und ehmals an der Fronte mit den Bildnissen der in Aachen gekrönten Kaiser geziert, ragt mit ehrfurchterregendem Ernste empor. In seinem majestätischen Saale wurden ehmals die Kaiser gekrönt, und der Kongreß im Jahre 1748 gehalten, welcher in mehrern Bildern dort noch zu sehen ist. An diesem feyerlichen Tage des Jahresfestes der Schlacht von Leipzig eröffnete der König von Preußen in diesem schönen Saale ein Gastmahl, zu welchem er seine beyden kaiserlichen Freunde lud, und welchem auch die beyden Großfürsten Rußlands, der Kronprinz der Niederlande, die Prinzen von Preußen und Mecklenburg, der Held Großbrittaniens und viele andere Feldherrn und hohe Staatsmänner beywohnten. — Ferner beherrscht die durch das damalige Fest belebte Flur die St. Adalberts Kirche, von Kaiser Otto III. im Jahre 1000 gegründet, und von Heinrich II. im Jahre 1005 vollendet. Auf einem schregen Felsen sich erhebend liegt sie dem Thore am nächsten, aus welchem die Bewohner zu der merkwürdigen Feldmesse strömten. Der Louisberg, überzogen mit den Reitzen der schönsten Anlagen und

Pflanzungen, der Liebling der Lustwandelnden, erhebt sich mit dem Reichthume seiner Vegetation über das Thal, und auf seinen Höhen rollt er dem überraschten Auge das Gebilde der romantischen Gegend mit einem angenehmen Zauber auf. Die frohen Blicke schwärmen durch seine Pappeln und Tannen bey den Kuppeln und Thürmen der Stadt vorüber zu den fernen Hügeln, die noch einige Burgruinen bewahrend, das Bild der Vorzeit dem Gemüthe vorüberführen. Bäche und Quellen, schöne Dörfer und Gebüsche in den Armen sanfter Anhöhen gehalten, begleiten den Blick bis in den fernsten Horizont, und die Betrachtung, erfüllt von den mannigfaltigsten Erinnerungen, von den Schönheiten der Natur, von der Bedeutung dieser Thäler für die Geschichte, kehrt dann mit erhöhter Begeisterung zurück an die gothischen Massen der Stadt, die einst im Geräusche der Helme, und unter den Festen der Kaiserwahlen von allen Teutschen mit Stolz genannt wurde. — Und wieder — im Jahre 1818 — sah sie nach langer Stille in der für alle Völker so hochwichtig gewordenen Fürstenversammlung die heiligsten Angelegenheiten der Throne und Nationen in ihren Mauern berathen. Aus ihren Mauern wurde der heilige Verein den Völkern verkündet, und im Oktoberfeste mit der Weihe der freundschaftlichsten Gefühle und der tiefsten Andacht unter dem weiten

blauen Zelte des heitersten Himmels bekräftiget. So gewann Aachen durch dieses große historische Ereigniß wieder jenen Rang im Laufe der Zeiten, welchen es einst behauptet hatte.

Ihr Gebeine Karls des Großen, die ihr einstens von dem Hauche des Lebens durchdrungen in diesem Thale wandeltet, die ihr den Ruhm und das Wohl Teutschlands erkämpftet und behauptetet, jetzt im Dome der Verwesung übergeben — ein neues junges Wiederbild der vereinten Kraft teutschen Gefühles und teutscher Selbstständigkeit bestärkte sich in jenen Mauern, die ihr gründetet, und wie mit einer zaubervollen Fügung habt ihr neuerdings die wichtigsten Augenblicke für unser Vaterland in dem Kreis Aachens gebannt, als wallete der große Geist, der euch vor einem Jahrtausend belebte, über Teutschlands glückliches Schicksal. Ach, möchte die Erinnerung an euch lange diese neue Schöpfung des Bundes erhalten, und sie stäts mit jener Größe und Fülle des Geistes behaupten, wie einst Karl der Große Teutschlands Völker bewachte. Möchte der Händedruck der drey Monarchen im Angesicht Europa's an jenem merkwürdigen Tage jeden Teutschen durchdringen, damit er brüderlich seiner Mitbürger Hand ergreife, oder in den Zeiten der Gefahr sich entflamme für Erhaltung der Lorbeeren, welche aus dem Blute der gefallenen Tapfern bey Leipzig

erblühten, und als ein starker Baum des Ruhmes, der Ehre, der Liebe, mit seinen herrlichen Zweigen über Teutschlands Gauen sich ausbreitend, immer stolzer gedeihen werden.

Der Dom zu Regensburg,

von dem

Ritter von Wiebeking.

Der Dom zu Regensburg, dessen westlicher Theil von Hr. Wilhelm Rehlen mit vielem Fleiße und vorzüglicher Genauigkeit aufgenommen, und von Hr. Seiz trefflich, in dem vorstehenden Kupfer gestochen ist, kann mit Recht zu den größten und schönsten Kirchen, welche nach altteutscher Bauart aufgeführt sind, gezählt werden. Er ist uns noch gegenwärtig der vollgültigste Zeuge von einer Zeit, worin die kraftvollen Magistrate einzelner Städte, ihre biederen, fleißigen und tüchtigen Bürger, worin die für den Ruhm, welchen der Bau großartiger Monumente seinen Stiftern und Bauherrn bringt, empfänglichen Fürsten, Bischöfe und Prälaten, von Eifer beseelt waren, große

Kirchen zu erbauen, und wozu die Gefühle wahrer Gottesfurcht wesentlich beytragen mochten. Es war ohne Zweifel ein moralisches Prinzip, welches den Entschluß zum Bau dieses großen Monuments hervorbrachte, das eben so über Regensburgs Wohngebäude hervorragt, als die Zeitalter biederer Sitten, ächter Religiosität und des Rechts, über ein verdorbenes Jahrhundert, worin die Gewalt über das Recht, Scheinheiligkeit über Moralität siegt, und der Egoismus alle edlen Gefühle der Dankbarkeit und Anerkennung wahrer Verdienste erstickt.

Die Vorzüge dieses Doms bestehen in der edlen, großartigen und einfachen Anordnung seines Innern, und in der trefflichen Massirung seines Aeussern. Der Baumeister, welcher solchen Plan entwarf, mußte nothwendig von Enthusiasmus beseelt seyn und eine lebhafte Einbildungskraft besitzen, welches zu trefflichen architektonischen Anlagen die ersten Grundzüge gibt; auch die wenigen Regeln, welche die ächte Wissenschaft vorschreibt, sind von ihm bey diesem Gebäude befolgt worden. Aber dieses Mannes Gedächtniß können wir nicht durch Mittheilung seines Namens feyern. Er hat mit dieser Kirche künftigen Geschlechtern ein Vermächtniß hinterlassen, bey dessen Anblick und dem Durchwandeln seiner majestätischen Hallen, selbst der Ungebildete und Verstockte von Ehrfurcht gegen

das höchste Wesen und von Andacht durchdrungen werden muß, wenn er irgend noch besserer Gefühle fähig ist.

Der westliche Theil bildet die auf diesem Kupfer gezeichnete vordere Seite. Sie ist von zwey unvollendeten Thürmen begränzt. Ihre Mitte nimmt eine reich mit Bildwerken (auch unter ihren Spitzbögen) geschmückte Halle ein, die vorne von einem Pfeiler in zwey Hälften getheilt ist; sie führt zur Hauptpforte. Zu dieser und zu zwey Nebenthüren steigt der von guten Vorsätzen beseelte Christ, auf eilf großen Stufen, mit Sehnsucht hinauf, um sich dem Innern des Gotteshauses zu nahen, worin er seine Anbetung zu verrichten gedenkt. Diese Erhöhung des Kirchenflurs über den angränzenden Platz ist ganz im Geiste der Alten angeordnet. Aegypter, Griechen und Römer haben ihre öffentlichen Gebäude, durch bedeutende Unterbaue, aus dem Erdboden hervor zu heben gesucht. Diese Einrichtung ist eine unverbrüchliche Regel in der Architektur; sie leistet eine große Wirkung, und sollte daher bey öffentlichen und großen Gebäuden nie versäumt werden.

Des Domes vordere Seite ist nach schönem Verhältnisse angeordnet: der Baumeister hat die großen horizontalen und vertikalen Linien, jene durch vorstehende Bänder und diese mit den Stützpfeilern der Thürme, mit Verstand angebracht.

Sie theilen nehmlich die Façade in große Felder, das Auge findet also Ruhepunkte, die es vergeblich auf vielen modernen Gebäuden sucht. Der linkseitige Thurm entspricht dieser Maxime nicht so als der rechtseitige, weil dessen drey Hauptfelder mit zu vielen kleinen Ornamenten versehen sind. Wahrscheinlich ist er später als der rechtseitige aufgeführt, und bey ihm von dem ursprünglichen Plane des erstern Baumeisters abgewichen worden, nach welchem die Façade des rechtseitigen Thurms mit Ausnahme der über das zweyte Fenster angebrachten kleinlichen Stützstreben, angelegt seyn wird.

An der nördlichen und südlichen Seite der Kirche bilden die großen mit Spitzbögen geschlossenen Fenster und die auf den vorstehenden Pfeilern gestellten großen Stützbögen Mannigfaltigkeit der Ansicht und die letztern sprechen die Festigkeit des Gebäudes aus. Die auf den Pfeilern angebrachten pyramidalförmigen Aufsätze sind bloß als eine symbolische Verzierung, vielleicht das Emporstreben nach höhern Regionen andeutend, und als eine Vergrösserung des Reichthums zu betrachten. Auch sind sie kein unbedingtes Bedürfniß der altteutschen Bauart, denn sie fehlen sehr vielen Kirchen, die nach dieser aufgeführt sind.

Wenden wir uns jetzt zu dem Innern dieses Doms. Kaum hat man die vordere Thüre geöffnet,

so stellt sich das unbeschreiblich Majestätische, von drey innern großen Hallen dar. Das mittlere Schiff oder die mittlere Halle (das Langhaus) ist aus zwölf, sieben Fuß im Durchmesser starken Bündelpfeilern gebildet, die auf 60 Fuß Höhe emporsteigen, und untereinander mit Spitzbögen überwölbt sind. Auf diesen und auf den Pfeilern ruhen die zwey hohen Seitenmauern des Schiffes, worin zwanzig große Fenster, deren Scheiben bemalt sind, stehen, welche in diese Halle eine sanfte aber hinreichende Beleuchtung werfen. Von der Mitte eines jeden Pfeilers gehen dünne Wandsäulen bis zum Anfange des aus netzförmigen Rippen bestehenden Gewölbes hinauf, und die Zwischenfelder, welche diese Rippen bilden, sind mit sechs Zoll dünnen Ziegelgewölben ausgefüllt. Die Höhe dieses mittlern Schiffes beträgt 120 Fuß; vor dem Anfange des Chors selbst 125, weil hier über vier Pfeiler ein Kugelgewölbe ruht, welches noch höher hinaufgeht. In die das Kreuz bildende Halle führt nach jeder Seite eine Thüre, worüber die großen Fenster stehen; das südliche ist vorzüglich merkwürdig ausgearbeitet. Dieses Gewölbe konnte der Baumeister nicht mit einer hohen Kuppel ersetzen wollen, wie Einige geglaubt haben, denn diese würde zum übrigen Innern und zu seinem reinen altteutschen Styl sich nicht wohl schicken.

Im Hintergrunde stellt sich das 103 Fuß lange und 40 Fuß breite, von 15 großen, mit bemalten Scheiben versehenen Fenstern, beleuchtete Chor dar, dessen netzförmige Gewölbe auf sechs Pfeilern und den Umfassungswänden der Kirche ruhen. Dieses geräumige 120 Fuß hohe Chor (worin die Chorstühle angebracht sind, über welchen zwey Tribunen liegen, die eine für die Musikanten, die andere für die Orgel), liegt nach Morgen, und seine Beleuchtung ist, wenn die Sonne auf die bemalten Fenster scheint, von überraschender, von außerordentlicher Wirkung. In diesem Chore steht ein altteutscher aus gediegenem Metall gemachter niedriger Altar. Indem derselbe nicht bis zu den Fenstern hinaufreicht, hindert er also auch nicht die Beleuchtung, unterbricht nicht das Großartige des Chors und der Perspective, die den Eintretenden in den Dom überrascht, bezaubert und gleichsam seinen Fuß festhält, um diese herrliche Perspective länger zu genießen. Ganz anders würde die Wirkung seyn, wenn in diesem Chore, wie bey unsern modernen Kirchen, und leider bei so vielen im altteutschen Styl angelegten, geschehen ist, ein hoher geschmackloser, mit Schnörkeln, Giebeln und Nischen überladener Altar angebracht wäre. Dieses würde die Perspective unterbrechen, das Großartige des Chors ganz aufheben, welches sich Jedermann lebhaft denken

wird, wenn er andere Kirchen, worin solche Zuthat sich befindet, die eine Erfindung der Maler- und Bildhauer-Architecten ist, die sie im sechzehnten Jahrhunderte machten, um sich einen reichen Erwerbszweig zu verschaffen, beschauet.

So wurde bey dem Verfall der bürgerlichen Baukunde in den letzten Jahrhunderten, bey welchen die edle Einfachheit, die großen Horizontallinien, so wie die edle alte Einrichtung des Innern der Kirchen, welche glatte Wände erforderte, wobey weder unnütze Ornamente, noch hohe Altäre die Durchsichten und Perspektive unterbrechen durften, gegen die ersten Grundsätze der Architectur gefehlt, welche durchaus das Einfache und eine großartige Eintheilung in den Kirchen vorschreibt, weil dieß nur dem Charakter eines Gotteshauses entspricht. Man begnügte sich nicht nur mit hohen Altären, sondern der Stolz reicher Privat-Personen errichtete (in den Kirchen) geschmacklose hohe Epitaphien, behing die Pfeiler mit Wappen, welche sonst der fromme Eifer in den Kirchenscheiben angebracht hatte, indem eine Familie ein ganzes Fenster auf ihre Kosten machen ließ. Auch wurden noch die leeren Räume, besonders in den evangelisch-christlichen Kirchen, mit hohen Emporen, die auf eine kleinliche und ganz mit dem Styl der Kirche in Widerspruch stehende Art gemacht sind, angefüllt; und die Baumeister

waren unfähig, eine mit dem Styl der Kirche übereinstimmende Empore zu erbauen, wiewohl sich noch Muster dazu in einigen Kirchen, wie z. B. in der Hauptkirche zu Amberg, uud der Marktkirche zu Halle an der Saale und an andern Kirchen finden. Aber diese Bauart nannte man, aus Unwissenheit der Geschichte der Architektur, die gothische, die von den modernen Baumeistern verachtet wurde, welche lieber Halbsäulen, Giebel über Thüren und Fenster, Pilaster hinter Säulen, doppelte Säulenstellungen über einander, kleinliche Gesimse und nichtsbedeutende Ornamente anbrachten, als daß sie sich mit der großartigen Bauart unsrer teutschen Voraltern bekannt gemacht, und ihre trefflichen Baukonstruktionen der Gewölbe hätten studiren und anwenden sollen. Ja, sie trennten in den alten Kirchen das Chor von dem Hauptschiffe, gleichsam zum Hohne der Erbauer, durch moderne unpassende Einbaue, mit Bögen und Halbsäulen. Hiedurch war also das Grandiose des mittlern Schiffs und des Chors ganz aufgehoben; diese Verunstaltung der Kirchen und die geschmacklose neuere Ueberladung sind von der Art, daß sich die Freunde des edlen Styls, worin das Innere der altteutschen Kirchen aufgeführt ist, auch für die Wiederherstellung nach alterthümlicher Art lebhaft verwenden müssen. Sie werden daher gewiß diese Episode entschuldigen,

und das Ihrige dazu beyfügen, damit auch die wenigen, in diesem Dom angebrachten, modernen Schreiner-Construktionen durch massive und dem Style des Gebäudes angemessene ersetzt werden.

An die Seiten des mittlern Schiffes oder Langhauses stoßen die beyden Seitenschiffe oder Abseiten, jedes von 35 Schuhen Breite. Ihre, aus netzförmigen Rippen und Ziegelfeldern bestehenden, Gewölbe ruhen auf den Pfeilern des mittlern Schiffes und auf den Seitenmauern der Kirche. Jedes Seitenschiff ist von zehn großen, aus bemalten Scheiben bestehenden, Fenstern sanft beleuchtet. Ausserhalb gehen von ihren Stützpfeilern die oben erwähnten Stützbögen bis zu den hohen Wänden des mittlern Schiffes hinauf, zu deren Verstärkung sie wesentlich beytragen. Ueber denselben läuft längs dem Dache rund um die Kirche ein Gang, dessen Brustmauer zierlich durchbrochen ist, und von dem man die Aussicht auf Regensburg, auf die schönen Donauufer, auf die, von 1130 bis 1140 erbauete Brücke, auf die zu sehr beengte Donau, hat. Also ist das Innere des Doms eben so einfach als fest und grandios gebaut.

Ohngeachtet dieser edeln, von aller Ueberladung freien, Anordnung entsteht bey jedem Schritt eine bewunderungswürdige Mannigfaltigkeit der Durchsichten zwischen den Pfeilern unter den hohen und sinnig angeordneten Gewölben; die

Perspektive ist überraschend, und die gleichsam magische Beleuchtung setzt uns in diesen heiligen Räumen in ein nicht zu beschreibendes Erstaunen. Dieß Alles ergreift unser Gemüth auf das Lebhafteste, wozu die große Länge von 300 Schuhen des mittlern Theiles wesentlich beyträgt. Der Beschauer kann sich unmöglich des Ausdruckes erwehren: „dieß ist ein wahres Gotteshaus; Alles ist so einfach, so erhaben, und das Ganze von so mächtiger, fühlbarer, nicht zu beschreibender Wirkung!“ In diese Stimmung versetzt, bleibt ihm nichts übrig, als den Allmächtigen anzubeten, welcher den Menschen (den Baumeister) mit solchen Geistesgaben überschüttete, um ein solches Monument entwerfen und zum Theil ausführen zu können. Er muß in dieser Stimmung seine Wünsche und Büßungen darlegen und den Entschluß zum Bessern fassen.

Mögen die einflußreichen Besuchenden dieses Doms in solche Stimmung versetzt werden, damit sie das Einfache und Edle, damit sie die schönen Verhältnisse und das Großartige der Architektur durch ihre Wirkung hier kennen lernen, und wahrhaft mit Eifer befördern; niemals aber die bloße Dekoration, weder kleinliche Anordnungen, noch Anlagen, welche alte Fehler einer geschmacklosen Bauart an sich tragen, noch das architektonische Kleinliche und Unschickliche fördern und unterstützen.

Sie werden vielmehr ihren ganzen Einfluß anwenden, um die ursprünglich im altteutschen Baustyl aufgeführten Kirchen von allen neuen Zuthaten zu reinigen, denselben einen alterthümlichen Anstrich, die Felder zwischen den Gewölbrippen wolkenartig (aber blaß) anstreichen, und den Rippen die natürliche Farbe des Sandsteins, den Pfeilern die natürliche Steinfarbe, welche dunkelgrün und blaßgelb ist, geben lassen. Der Ulmer Dom ist auf diese letztere Weise musterhaft behandelt worden.

Vorzüglich sollte aber die Geistlichkeit die Reinigung der Kirchen hervorzubringen bemüht seyn, weil die hohen Altäre, die schlechten Emporen, die grellen Uebertünchungen, die Wappen und hohen Epitaphien, alle Wirkung der ursprünglichen grandiosen Anordnung, welche sie auf das Gemüth andächtiger Christen ausübt, vernichten, und den religiösen Sinn zu erheben nicht geeignet sind. Ehemals war dieß nicht zu hoffen, da alle Welt jenen architektonischen Spielereyen huldigte; aber diese Zeit ist vorüber, und es gibt wohl keinen Gebildeten, der nicht von ihrer Geschmacklosigkeit und Unschicklichkeit überzeugt wäre.

Die Geschichte des Baues dieser Cathedrale ist nach den vom Herrn Professor Buchner gesammelten Nachrichten in der Kürze folgende: Nachdem 1273 die kurz zuvor mit großen Kosten wiederherge-

stellte Kirche, die bischöfliche Residenz, und ein großer Theil der Stadt abgebrannt waren, machte der Bischof Leo im folgenden Jahre dem zu Lion versammelten Concilium den Vorschlag, zum Bau des Doms „einen vierzigtägigen Nachlaß der Bußen „für Tod-, und einen hunderttägigen für büßliche „Sünden, allen Denen, welche zur Wiedererbauung „dieser Kathedral-Kirche einen Beytrag machen „würden, zu geben.“ Diese Bulle wurde in der ganzen europäischen Christenheit ausgeschrieben, und schon im Jahr 1275 waren die Spenden so reichlich, daß Bischof Leo den Grundstein zum Dom legen konnte. Das Chor soll zuerst vollendet worden seyn. Der Graf Heinrich von Roteneck, Nachfolger Leo's, bestimmte vor dem Ende des XIII. Jahrhunderts sein Stammschloß und Herrschaft und die bischöflichen Erträgnisse zur Vollendung des Chors, welche nicht allein vor 1296 bewerkstelligt war, da er durch Mönche aus Heilbronn den Choral in diese Kirche einführte, sondern der Bau des Langhauses und der beyden Abseiten mußte bereits angefangen seyn, weil sonst die Gewölbe des Chors nicht hätten geschlossen werden können, also muß damals auch das Kreuz mit seinen beyden Pforten ausgeführt gewesen seyn.

Aber bey diesem Dombau war von den Bauherrn anfänglich nicht die gehörige Vorsicht wegen des Ankaufs des zum Gebäude erforderlichen Rau-

mes getroffen worden, wie dieß zuweilen bey Anlagen neuer Vorstädte noch jetzt geschieht, und woraus dann ein stetes Schwanken, und am Ende gerade der fehlerhafte Plan, den Günstlinge vorlegen, gewählt wird. Zwar hatte man 1308 dem Kollegial-Stift St. Johann vier Häuser abgekauft, die da, wo das Portal und der vordere innere Theil des Doms stehen, standen, und sowohl der Bischof Konrad, der 1313 das Zeitliche verließ, als sein Nachfolger Niklas, betrieben den Kirchenbau eifrig. Aber 1341, ein Jahr nach des Letzteren Tode, mußte er eingestellt werden, weil die St. Nikolai-Kapelle und die Stiftskirche St. Johann dessen weitere Fortsetzung hinderten. Die Canonici dieses Stifts waren nicht zur Abtretung dieser Gebäude geneigt, welche jedoch 1368 zu Stande kam, und 1380 schon waren die drey Schiffe vollendet. Also hatte man hundert Jahre an dieser Kirche gebaut. Man glaubt, daß der Bau der Thürme zu dieser Zeit noch nicht weit vorgerückt gewesen; ich bin aber der Meynung, daß sie, als Schluß der Seitenmauern und als Widerlager der Gewölbe, wohl bis zu einer ansehnlichen Höhe heraufgeführt seyn mußten, auch das mittlere frontonartige Thürmchen mußte als Schluß des Daches 1380 vollendet seyn. Der obere Theil der Thürme ist es wohl nur, dessen Bau von 1384 bis 1460 von den Werkmeistern Heinrich Zehenter,

Heinrich Damstetter und Friedrich Schiffl ausgeführt wurde. 1436 hatte der eine Thurm seine Höhe (172′) erreicht; beyde Thürme sollten, wie man glaubt, nach dem ursprünglichen Plane des Baumeisters eine Höhe von 450′ erhalten! Die Jahrzahlen 1448, 1482 und 1493, wovon die erste an der äußersten östlichen Pyramide, die zweyte an der Südseite, nahe beym Thurme gleich unter der Sonnenuhr, so wie oberhalb der Vorhalle und die letztere am nördlichen Thurm so wie an einem in der Kirche stehenden Tabernakel eingehauen sind, zeigen theils die Vollendung der Theile oder vielleicht einzelner Arbeiten.

Es ist gleich anfänglich die Bauart, welche bey diesem aus festem Sandstein aufgeführten Dom, der ihm ein Alter von Jahrtausenden verspricht, *)

---

*) Wenn die aus Marmor aufgeführten Gebäude der Römer kaum 2000 Jahr dem Einfluß der Witterung widerstanden haben, so sind die aus Sandstein erbauten Monumente der Aegyptier, mit ihren flach gearbeiteten Hieroglyphen, symbolischen und historischen Reliefs, mit Ausnahme Dessen, was unter Cambyses, den Ptolomäern und Römern und den Muselmännern muthwillig und gewaltsam zerstört wurde, 4400 bis 6400 Jahre, ohnerachtet sie viele Jahrhunderte aller Erhaltung entbehrten, gut erhalten. Alle diese äußerst merkwürdigen Baudenkmale Aegyptens habe ich nach einem großen Maßstabe zu meiner B. Baukunde

angewendet wurde, mit der altteutschen bezeichnet worden, und es scheint, bey den schwankenden Begriffen, welche über das Charakteristische derselben, über ihr Alter und Entstehen herrscht, eine kurze Erörterung nicht überflüssig. Nicht die Spitzbögen sind es, welche dasselbe ausmachen, denn solche sind vor Erfindung dieses Baustyls gebraucht worden, wenn gleich nur selten; sie gehören dem Style selbst zu; wenn auch einigen Fenstern der persische Bogen gegeben ist, so haben doch die Gewölbe und die übrigen Fenster Spitzbögen, wie die Lorenzkirche in Nürnberg ein Beyspiel gibt. Aber die obern Gewölbe der Hallen bestehen allemal aus einzelnen Rippen, welche ein Spitzgewölbe formiren und nach mannigfaltigen geometrischen Figuren sich begegnen, daher viele Abwechselungen darbieten. Die Zwischenfelder sind gewöhnlich mit Ziegelmauern ausgefüllt, und diese Gewölbe haben nur eine Stärke von sechs bis höch-

---

stechen, und zudem über hundert sehr große Kupfer aus der Description de l'Egypte zeichnen lassen. Diese Kupfer allein werden die Aufmerksamkeit der Baukundigen, der Geschichtsfreunde, Geographen und Liebhaber sehr interessiren: sie gehören zum 1ten Bande meines Werks und insbesondere zu der darin vorgetragenen Geschichte der Architektur, welche mit der Geschichte der Menschheit in der ersten Verbindung steht.

stens zwölf Zoll, sind daher leicht, und üben, ihrer Form wegen, einen sehr geringen Druck nach ihrem Widerlager aus, daher sie nur dünner Mauern und Pfeiler, worauf sie ruhen, bedürfen.

Hierin wird also das Wesentliche des Charakters dieser Bauart angetroffen, deren großes Verdienst in der statisch trefflichen und festen Construktion und in dem Einfachen und Großartigen beruhet, das ich in der Beschreibung des Regensburger Doms entwickelt habe. Sie ist bald nach der Mitte des zehnten Jahrhunderts bey einigen Kirchen zwischen der Elster und Saale angewendet, wahrscheinlich vom Lehrer Otto III., dem Bischof Bernward, erfunden, und zu den ersten Kirchen der altteutschen Bauart gehören die Schloßkirche zu Zeiz, der Dom zu Naumburg und der Dom zu Meissen. Im eilften Jahrhundert wurden unter andern der Dom zu Merseburg, einige Kirchen zu Magdeburg und in mehrern Städten; im zwölften Jahrhundert wurde der Dom zu Halberstadt in diesem Styl erbaut; kurz in diesem Jahrhundert verbreitete sich die altteutsche Bauart nach dem südlichen Teutschland, nach dem Rhein, nach der Oder und der unteren Elbe, und von da nach England, Spanien, Frankreich, nach Oesterreich, Böhmen, Mähren und Schlesien. Im dreyzehnten Jahrhundert wurde sie in Italien, Holland, Schwe-

den und Portugal ausgeübt. Kurz sie bemächtigte sich aller Gemüther!

Man hat sie ohne allen Grund die Gothische Bauart genannt, wiewohl sie gar nichts Aehnliches mit den Gebäuden hat, welche die Gothen in Italien haben aufführen lassen. Die ihr vorangegangene neugriechische Bauart hatte halbkreisförmige Gewölbe und ist auf den ersten Blick von ihr zu unterscheiden!

Einige haben die altteutsche Bauart aus der Maurischen ableiten wollen, wenn gleich jeder Vergleich beyder Bauarten durchaus das Gegentheil beweist, nemlich den Beweis liefert, daß sie Nichts gemein haben. Da sich viele vorzügliche Baudenkmale gleich im 1ten Bande der bürgerlichen Baukunde finden, so hoffe ich in diesem Werke die Ueberzeugung zu begründen, daß die Teutschen diesen Styl, wornach der Regensburger Dom aufgeführt ist, erfunden haben; daß man, wenn man nicht unwissend in der Geschichte seyn will, dieselbe nicht die gothische Bauart nennen, noch dieselbe aus dem Arabischen ableiten oder einem andern Volke zuschreiben könne.

Sebastian Schärtlin.

Sebastian Schärtlin zu Burtenbach, Hohenburg und Bißingen, Ritter, Oberster und des Kaisers Rath, ward am 12ten Februar 1496 zu Schorndorf geboren. Nachdem er sich 1515 mit Eifer den Wissenschaften ergeben und zu Tübingen die Magisterwürde angenommen, betrat er frühe die Laufbahn des Helden. Zuerst zog er gen Feld unter Maximilian I., als Franz von Sickingen verfolgt ward. Mit festem Muthe focht er seitdem gegen viele Feinde und zeigte sich vorzüglich mannhaft schon 1524, als er auf eigne Kosten zu des Kaisers Heer in Italien gestoßen. Nach der Schlacht von Pavia kehrte er mit stolzem Gefühle und mit 1500 fl. erworbenen Reichthumes heim. Der Vicekönig von Neapel hatte ihn zu Pavia vor dem Schlosse zum ersten Male zum Ritter geschlagen.

In Teutschland hatte indessen Luthers neue Lehre die Gemüther wunderbar ergriffen und der niedere Haufe geglaubt, es sey nun die Zeit angebrochen, sich den Besitz solcher Rechte zu ver-

schaffen, ohne welche des Menschen Würde zweifelhaft scheint. Ihn wollte er durch Gewalt ertrotzen, in zahlreichen Schaaren erhob sich das Bauernvolk, damals ritt Schärtlin, aufgefordert, mit drey Pferden zu des schwäbischen Bundes Haufen und stritt, bey Heilbronn zum Wachtmeister über das Fußvolk bestellt, tapfer gegen die meuterischen Landleute. Die von Nürnberg bestallten ihn in diesem Zuge mit 100 fl. Jahres-Löhnung zu einem Hauptmann, da er aber noch nicht 30 Jahre alt war und sich, obgleich er schon Todesgefahr und Wunden bestanden, noch nicht für geprüft genug hielt, ward er seiner Zusage auf sein Bitten wieder entledigt.

Die damaligen Kriege, welche Große und Stände noch gegen einander führten, gaben seiner Kampfbegierde reiche Nahrung. Aber bald wäre es ihm hart vergolten worden, als er mit seinem Vetter, Sigmund Häßlich, einem fränkischen Edelmann, Adam von Thüngen, einen Reitersdienst gegen die von Rothenburg an der Tauber gethan. Seitdem durfte er den Reichsstädten nicht trauen; auch gab Erzherzog Ferdinand Befehl, ihn zu Schorndorf in seinem Bette niederzuwerfen. Da er jedoch hievon einen Wink erhalten, entkam er.

In Italien hatte sich ihm nun ein neuer Schauplatz des Ruhms geöffnet, dort war er auch 1527 bey der Einnahme von Rom. Damals machte er

gute Beute, unter ihr befand sich auch der Strick, mit dem sich Judas Ischarioth erhängt haben soll. Wie viel er sich schon erworben, ergibt sich daraus, daß er 1528 in Neapel in einer Stunde 5000 Dukaten verspielte, und dennoch 1529 am 8. May mit 15,000 fl., Kleidungen und Kleinoden in Schorndorf eintraf. Ich hab's wohl erarnet (erworben), schreibt er in seinem Lebens-Berichte.

Schärtlin ward nach diesem Zuge als des Kaisers Hauptmann über das Land Würtemberg, dann von Herzog Ludwig von Baiern-Landshut in derselben Bestallung angenommen und schickte sich an, für den letztern und seinen Bruder Wilhelm mit 600 Landsknechten gegen die Türken aufzubrechen; allein nach dem Abzuge von diesen erhielt er Urlaub. Da er bey diesem Unternehmen 400 fl. Schaden erlitten, ließ er sich den Antrag der Augsburger, auf Lebenszeit in ihre Kriegsdienste für jährliche 200 fl. in Gold (für den Anzug empfing er 50 fl.) zu treten, gefallen. Lustig und frisch im Gefechte, zeigte er sich auch hier im friedlichen Leben gleichgültig gegen den Wurf des Glückes. Gleich im ersten Jahre (1531) gewann er im Spiele 4000 fl. Mit Fugger, Welser, Anderen wettete er, seine schwangere Frau werde ihm einen Sohn gebähren; diese Wette brachte ihm drey seidene Wämser. Es gebührt Helden, den Ernst des Lebens durch muntern Scherz aufzuhellen, und

unbesorgt um die Gefahren des Krieges dennoch die zeitlichen Güter nicht zu verachten; darum freute sich auch Schärtlin an Landbesitz; 1532 kaufte er Burtenbach mit Vieh und Hausrath um 17,000 fl. Nicht aber vermochte er des errungenen Eigenthumes in träger Ruhe zu genießen. Als die Türken heranzogen, suchte auch er Ruhm im Felde. Am 19ten September flocht er sich, mit einem kleinen Haufen gegen einen weit überlegenen Feind glorreicher Sieger, einen blühenden Kranz. Ein Gemälde in der Kirche zu Burtenbach überliefert, was er an diesem Tage geleistet. Zu Wien ward er in der Burg von dem Kaiser vor andern Grafen und Herrn zum Ritter geschlagen. Er kam mit Ehre und Belohnungen zurück. Mit Kasparn von Frundsberg gesellte er sich hierauf zu Kaiser Karl V., als dieser die Provence angriff (1536).

In Augsburg hatte indessen Luthers Lehre so feste Wurzel geschlagen, daß die katholischen Mönche 1537 die Stadt verlassen mußten. Schärtlin, damals schon anwesend, sorgte mit 200 Knechten unter ihm für die Ruhe. Dann schlichtete er einen Span, den er mit Hans Adam von Stein gehabt. Dieser, zum Gefangenen gemacht, mußte ihm fünf Artikel beschwören. Dessen zum Wahrzeichen ließ ihm Schärtlin durch einen Knecht das Schwerdt abgürten, den rechten Sporn und den rechten Hand=

schub nahm er selbst. Aus dieser Sache entsprang ihm Feindschaft und großer Haß, so daß er eine öffentliche Rechtfertigung vor dem Reiche ausgehen ließ. Im nächsten Jahre 1538 ward der Handel zu Eßlingen gütlich vertragen. Schärtlin, unterstützt von freien Städten, 38 Hauptleuten, etlichen Adelichen seiner Freundschaft, war tapfer auf dem Tag erschienen.

Durch Mißgunst (1541) von der ihm zugedachten Stelle eines Obersten über die von den Reichsständen gegen die Türken bewilligte Hülfe verdrängt, ward Schärtlin 1542 von Philipp Landgrafen von Hessen, der ihn schon 1535 zum Diener angenommen, als Obrist über dreyzehn Fähnlein oberländischer Knechte berufen; hiezu kamen noch vier Fähnlein Niederländer. Es galt Herzog Heinrichen von Braunschweig, den Schärtlin durch treuen Dienst vertreiben half. Bey diesem Unternehmen erhielt er durch einen großen englischen Hund, der dem Herzog gehörte, sieben Wunden.

Die Kämpfe zwischen Karl V. und dem französischen Könige verherrlichten Schärtlins Namen auf das Neue. 1544 nahm er unter andern Stadt und Schloß Chateau Thierry und mit Herzog Moritz von Sachsen und drey Fähnlein teutscher Knechte Soissons. Seine persönlichen Eigenschaften erwarben ihm des Kaisers Vertrauen in solchem Grade, daß er ihn zum Großmarschall, zum Ge-

neral-Kapitän der Justiz und Musterherrn, auch zum Brandschatzmeister ernannte. Schärtlin, fürstlich behandelt, hatte bey diesen hohen Stellen eine weit ausgedehnte Gewalt.

Als Schärtlin wieder im häuslichen Sitze eingetroffen war, dauerten die Unruhen mit Herzog Heinrichen von Braunschweig noch fort; der Rath von Augsburg ließ daher 1545 seine Bürgerschaft mustern und Schärtlin selbst hielt von Ostern bis Pfingsten zu Burtenbach 1200 Landsknechte. Als Heinrich mit ansehnlicher Macht das Braunschweigische angriff, sendete Schärtlin den Ständen des evangelischen Bundes 2000 Knechte zu. Es zeigte sich damals Hans Sebastian Schärtlin seines Vaters würdig. Dieser selbst hatte sich auch zum Aufbruche mit 60 Reitern, alle in Gelb gekleidet, gerüstet, aber der Landgraf von Hessen schrieb ihm, er möge zu Hause bleiben, da man ihn im Falle der Noth zu größeren Dingen rufen werde. Bald erging dieser Ruf an ihn, als die evangelischen Stände Karl des V. Streben nach Alleingewalt und Unterjochung der Meynung länger nicht mehr ertragen, sondern für die Rechte des Gedankens und der teutschen Freiheit das Schwerdt erheben wollten. Schärtlin, der auch vom König von Frankreich ein jährliches Dienstgeld von 1000 Franken bekommen und im Frühlinge 1546 viele Befehls-Leute, von gemeiner Stände wegen, unter-

halten, ward der Held des schmalkaldischen Krieges. Als des Kaisers Absichten nur noch dem Kurzsichtigen verhüllt seyn konnten, brachte Schärtlin selbst in acht Tagen sechzehn Fähnlein auf und ward von allen oberländischen Städten zum Obersten über 84 Fähnlein Knechte, darunter zwölf Fähnlein Schweizer, gesetzt. Da drohte der römische König, benachrichtigt, daß sich zu Burtenbach Volk zusammenrotte, in einem Schreiben, das ein Herold überbrachte, dem Schärtlin bey Verlust seiner Lehens-Freiheiten, des Leibes und Lebens, abzustehen von Werbungen; ihm aber entgegnete der letztere, er wolle nicht gegen des Kaisers Majestät kriegen, sondern sammle die Völker, die Stadt Augsburg zu verwahren und das Vaterland, dem es jetzt gelten solle, zu retten. Wohl hätte er auch den Verbündeten den herrlichsten Sieg bereitet, hätten ihn diese nicht durch eigne Schuld vereitelt. Es zog Schärtlin am 10. Julius 1546 aus Augsburg aus, um des Kaisers Knechte auf ihrem Musterplatze zu überfallen, zu schlagen, zu trennen, die Ehrenberger Klause zu nehmen und den Italiern und Spaniern den Paß nach Teutschland zu verwehren. Glücklich wurde Schloß Ehrenberg genommen und nach Auffangung von Briefen, woraus Schärtlin der Feinde Stärke ersah, rückten zwölf Fähnlein durch die Klausen in Tirol vor. Schärtlin selbst war gesonnen, dem Concilium zu

Trient einen Besuch zu machen. Alles versprach den glücklichsten Erfolg, auch nicht Ein Hinderniß stellte sich den Vordringenden entgegen, als Schärtlin durch den Kriegsrath zu Ulm den unerwarteten Befehl erhielt, auf Günzburg zurückzugehen. Die Verbündeten reihten nun einen Fehler an den andern, keiner von diesen aber schmerzte Schärtlin, der seine kräftigen Rathschläge öfter vereitelt gesehen, tiefer, als daß man den Vortheil, in dem man gegen des Kaisers Macht bey Ingolstadt war, aufgab. Umsonst bot Schärtlin Alles auf, den Landgrafen zu einer Schlacht, deren glücklicher Ausgang unzweifelhaft war, zu bewegen; umsonst trieb schon das grobe Geschütz der Verbündeten, dessen Richtung sicher war, die Italier und Spanier, die unten an der Donau gegen den Kurfürsten standen, als Flüchtlinge dem Wasser zu. Die Feldherrn wollten es nicht zur Entscheidung kommen lassen. „Daß ich, sagt Schärtlin, denselben Tag nicht bin von Sinnen kommen, das andere ist alles geschehen.“ Des muthvollen Mannes Entschlossenheit hatte den Kaiser und König so aufgebracht, daß sie drohten, sie würden sein Blut in allen Landen suchen.

Als der Kaiser durch der Verbündeten Zaghaftigkeit von seinen großen Besorgnissen befreit worden, und ihm neuer Muth erwachsen, ging am dritten Tag, während noch beyde Theile gegen

einander in Schlachtordnung stehen geblieben, das hessische Geschütz fast verloren. Von ungefähr kam Schärtlin herbey. Ihm lief der Landgraf mit den Worten entgegen: „Lieber Bastian! hilf, mein Geschütz ist verloren.“ Bastian rettete es. Aber der Landgraf vergaß auch diesen Dienst und gerieth mit Schärtlin später in heftigen Wortwechsel, als dieser seinen Anschlag, auf dem Blattenberg bey Treußen ein Blockhaus zu schlagen und 200 Schützen darein zu legen, ohne zu wissen, daß der Gedanke vom Landgrafen kam, mißbilligte. Schärtlin schied von dem Fürsten um Mitternacht in Unwillen. Am andern Tage aber stieß der Landgraf zwischen den Lagern auf ihn und rannte Schärtlin', der vorausritt und ihn nicht sah, nach, um den Beleidigten durch die Entschuldigung zu versöhnen: er sey voll Weines gewesen. Es liebten die Großen die Freuden des Bechers damals noch über die Gebühr.

Der Gang des Krieges machte Schärtlin mißvergnügt; Zaudern und Unentschlossenheit waren mit seinem kräftigen Geiste in vollem Widerspruche. Mißvergnügt stand er nach seiner Gewohnheit bald nach dem obigen Vorfall gegen 2 Uhr frühe in seinem Zelte auf, ließ sich ein Licht anzünden, die Trabanten wecken und zehn Doppel = Söldner wachen, als sich ein Mensch, Namens Pantaleon Ebner von Lindau, in der Kleidung eines Tra-

banten mit einer Hellebarde einschlich. Schärtlin, der hinter dem Vorhange bey dem Reisebette stand und ihn sah, ohne daß er von ihm gesehen werden mochte und ihn für einen seiner Leute hielt, fragte ihn, was er mit der Hellebarde wolle? Als Ebner gewahrte, daß Schärtlin allein sey, schlich er sich zu ihm hinter den Umhang und sah ihn grimmig an. Was willst du? ließ ihn rauh Schärtlin an. Willst du mich morden? Bey diesen Worten versetzte der Bösewicht den ersten Stoß. Schärtlin, durch einen Schlag der Wehre, die er ergriffen, beraubt, rettete sich mit Mühe aus dem Gezelt, und rief um Hülfe, der Thäter aber suchte zu entkommen, indem er sich unter die zwey Fähnlein Schweizer, die unter Schärtlin lagen, flüchtete und durch Geschrey Verwirrung anzustiften suchte. Er ward jedoch aufgefangen und nach Urtheil hingerichtet. Nach seiner Aussage hatte ihn der Amtmann von Bregenz, Wolf Kauz, um 3000 fl. zu dieser That gedungen.

So war Schärtlin dem Tode entronnen, um frische Lorbeeren zu ärnten. Diese sammelte er auf seinem kühnen Zuge nach Augsburg, wohin er, aus Furcht vor des Kaisers Annäherung, gerufen worden. Der Feind lag vor Lauingen, als Schärtlin mit 70 Pferden und 100 Hackenschützen, die ihm die Feldherrn zugegeben, Nachts 9 Uhr vor Nördlingen aufzog und voraus drey Fähnlein Knechte

auf Lauingen sendete. Diese aber, die eine andre Straße gezogen, hatten den Feind gewahrt und sich wieder rückwärts begeben, indessen Schärtlin mit seinem kleinen Gefolge seinen Weg fortsetzte, ohne zu ahnen, daß des Kaisers Leute vor ihm lagen. Zwar hörte er die Nacht durch zu Lauingen schießen, allein er schrieb dieses der Freude über die Ankunft der drey Fähnlein zu. So kam er mitten unter das feindliche Lager, so daß ihm nichts übrig blieb, als selbst muthvoll, bey der Bestürzung seiner Umgebung und dem Anblicke der feindlichen Standplätze und Wachten, die kühne That zu vollenden und den Gegner, durch den fortgesetzten Marsch mitten durch ihn, zu täuschen. Glücklich gelangte er also nach Lauingen. Aber bald war eine neue Gefahr zu überwinden. Hans von Stammheim, Schärtlin's Tochtermann, hatte dem Schwiegervater die 100 Hackenschützen, welche dieser in Lauingen zurückgelassen, gen Burtenbach nachgesendet und marschirte selbst mit fünf Fähnlein nach Zusmarshausen, um noch dieselbe Nacht Augsburg zu gewinnen, als oberhalb jenem Flecken auf Anstiften des dortigen Pflegers, eines Mannes, den sich Schärtlin durch viele Dienste verpflichtete, 800 Pferde, darunter viele Schützen, losbrachen, und die kleine Schaar angriffen. Man schlug sich von 12 Uhr Mittags bis 4 Uhr. Schärtlin war eben auf dem Wege nach Augsburg im Burten=

bacher Walde, ohne mehr einen nahen Feind zu ahnen, als er das Schießen und Schlagen vernahm und durch die Bauern nähere Kundschaft erhielt. Sogleich war sein erster Gedanke, den Bedrängten zu Hülfe zu kommen; demnach eilte er durch Fleinhausen herbey. Als die Reiter, die auf einem Acker hielten, ihn ansichtig wurden, verließen sie die fünf Fähnlein und schlossen sich an einander; ihnen zogen 2000 Schützen auf dem Fuße nach. Schärtlin hatte nun seinen Zweck, die Knechte durch seinen Zuzug zu entsetzen, erreicht, selbst aber einem so starken Feinde nicht gewachsen, wendete er sich über die Zusam und gewann Nachts um 11 Uhr glücklich die Stadt Augsburg.

Hier war schon Alles in banger Besorgniß um den Helden gewesen; es hatte dieser bey Lauingen selbst die große obschwebende Gefahr wohl erkannt, doch dem rettenden Gotte vertraut. Schnell stellte er jetzt für die Stadt wieder 13 Fähnlein auf und besetzte die Berge und Wachten mit Geschützen. Die Augsburger, voll Vertrauen auf ihren Anführer, ließen ihn, ungeachtet öfterer Aufforderungen an ihn, nicht von sich und er wahrte sie mit eilf Fähnlein, die ihm verblieben, mannhaft. Ob er gleich nur achtzig Reiter hatte, so machte er mit diesen doch Tags und Nachts Ausfälle auf Dillingen und Donauwörth, und beschäftigte den Feind überhaupt so sehr zum Nachtheile desselben,

daß durch seine wiederholten Angriffe und Streifzüge im kaiserlichen Lager hohe Theure entstand und die Maß Wein von 10 Pfenning auf 10 Kreuzer stieg. Es war daher des Kaisers Glück, daß der Gedanke, Schärtlin sollte mit 40,000 Mann den Verbündeten zu Hülfe eilen, den Kaiser zu Lauingen und Gundelfingen in der Fronte, die Fürsten auf der Seite angreifen, durch die letztern vereitelt ward. Es bewies Schärtlin in der Art, auf welche er Burtenhausen deckte, daß er im Angriff wie in der Vertheidigung furchtlos und nie ohne diejenigen Mittel sey, welche die Umstände geboten. Als der Kaiser den Herrn von Madruz mit einem Regiment Knechten, und Albrecht von Rosenberg mit einigen Reitern über die Donau geschickt, mit dem Befehl, Burtenbach zu gewinnen und zu verbrennen, zogen sie gegen einen Feind, dessen Vorsicht Alles vorbereitet hatte. Schärtlin hatte 200 gute Schützen im Schloß, den Markt wohl verschrankt und vermacht, die Bauern wohl bewehrt und mit den umliegenden Orten so gutes Einverständniß gepflogen, daß auf das erste Glockenzeichen Alles Burtenbach zuströmte. Schärtlin selbst hatte in Augsburg mit seinen Reitern und Knechten scharfes Aufsehen auf des Feindes Schritte. Den Bischof suchte er durch ernste Drohungen im Zaume zu halten. Er ließ ihm wissen: wie er vernommen, habe der Bischof

Befehl gegeben, gegen ihn Brand zu üben, brenne er ihm aber ein Haus ab, so wolle er ihm ein Dorf verbrennen, verbrenne er ihm einen Markt, so wolle er ihm sein ganzes Bisthum eben machen. Daher herrschte große Furcht unter Schärtlin's adelichen Nachbarn, es möchte das Verderben auch sie treffen und sie wendeten sich, vorzüglich Hans Adam von Stein zu Jettingen, an den Kaiser, um durch ihre Bitten die Burtenbach bevorstehende Gefahr abzuwenden.

Nach der Trennung der Verbündeten folgte im südlichen Teutschland zum Theil schmachvolle Unterwerfung unter den Kaiser. Sebastian Schärtlin lag mit vier Fähnlein Knechten 3000 Mann stark in Augsburg, 200 Schützen hatte er in Burtenbach, in sich selbst hohen Muth. Noch hatte er 1000 Knechte zu werben vor und 200 Stücke großes Geschütz standen bereit, dem Lebensbedarf war auf mehr als ein Jahr vorgesehen; so lange wollte auch Schärtlin die Stadt erhalten, aber die Glieder des gemeinen Wesens, entmuthigt, zogen es vor, sich Karl V. zu unterwerfen. Der Kaiser bestand darauf, daß Schärtlin von seiner Gnade ausgeschlossen seyn sollte, doch erhielt er Hoffnung, daß nach kurzer Entfernung in die Schweiz und nach Huldigung der Augsburger seine Sachen sich günstiger wenden würden. Allein er, festen Sinnes, weigerte sich gegen die Geheimen der Stadt,

als ein Flüchtling zu scheiden und die Stadt mit Spott ohne Noth zu übergeben, er wolle, erklärte er, nur mit Wissen alles Kriegsvolkes und der Bürgerschaft, sich entfernen. Unter Thränen drang man nun in ihn, der Stadt Unglück, so viel an ihm läge, abzuwenden und versprach ihm sowohl unter der Stadt Siegel zu beurkunden, daß er nichts ohne der Herrn Geheiß, auch stets ritterlich gehandelt, als auch seine Besitzungen zu Burtenbach, liegende und fahrende Habe, so wie seinen in Augsburg befindlichen Vorrath an Früchten zu vergüten. Die Verschreibung, die man Schärtlin gab, ihm Burtenbach, nach ehrbarer Leute Erkenntniß, zu bezahlen und daß hinfüro Alles in gemeiner Stadt Schaden und Verlust stehen soll, mit dem Mangel an aller Aussicht auf nahe menschliche Hülfe, bewog endlich Schärtlin, am 29. Januar 1547 Morgens mit 35 Pferden auszuziehen. Er brachte bis an 40,000 fl. baar Geld, Silbergeschirr und anderes Geschmeide mit sich hinweg; denn er hatte in diesem Kriege von Besoldung, Geschenken und Beute 30,000 fl. gewonnen. Die Bürger hatten sich anfänglich vernehmen lassen, sie würden ihn, wäre er bey Tage abgezogen, nicht hinausgelassen haben, allein Schärtlin selbst klagte, daß er wohl sechs Tage öffentlich umhergegangen sey, ohne daß ihn Jemand aus der Gemeinde, die um seine Entfernung gewußt, getröstet; daher ruft er

auch empfindlich aus: es ist sich auf Gemeinden nicht zu verlassen, qui servit communitati, servit diabolo. (Wer einer Gemeinde dient, dient dem Teufel.)

Mit Gefahr gelangte Schärtlin nach Lindau: denn der Pfleger von Füßen lauerte auf Anstiften des Bischofs von Augsburg und mit des Kaisers Einwilligung mit 300 Reitern auf ihn, der Held zog aber mitten durch den Hinterhalt, von dem er gesehen ward, ohne daß er ihn angreifen durfte. Auch Konstanz erreichte er nicht ohne Nachstellung Derer von Bregenz. In jener Stadt trug ihm König Franz von Frankreich seine Dienste an, aber Schärtlin fand, sie anzunehmen, Bedenken, bis er seiner Verpflichtungen gegen Sachsen, Hessen und Augsburg entledigt, auch Burtenbach halber zufrieden gestellt worden.

Ueber ein Jahr hatte Schärtlin des Kaisers Begnadigung umsonst entgegen gesehen, als auch der neue König von Frankreich, Heinrich II., ihm seine Dienste antrug. Seiner Güter beraubt und bey leeren Vertröstungen seiner Aussöhnung halber ritt Sebastian mit seinem Sohne nach Frankreich und erhielt am 1 April 1548 eine ansehnliche Bestallung, worauf er Denen von Augsburg seine Dienste aufkündigte. Hierauf ließ der Kaiser am 13. August zu Augsburg öffentlich über Schärtlin die Acht verkünden; Markt und Schloß Burtenbach

gab er einem Italiener, Buonacrorso, der in baierischen Diensten stand und später vor Metz starb. Bey seinem Tode setzt Schärtlin hinzu: der Teufel hole ihn!

Der König von Frankreich sah Schärtlin, der in der Schweiz weilte, gerne an den teutschen Gränzen, aber auch hier ward sein Aufenthalt durch des Kaisers Betrieb und widerwärtige Gesinnungen einiger Orte beunruhigt. Die in Basel, bey denen er ein Haus gekauft, hießen ihn, dieses zu räumen und blieben, des Königs von Frankreich Verwenden ungeachtet, bey ihrem Beschluß. Schärtlin fand daher einen angemessenern Wirkungskreis, als er mit Markgraf Albrecht zu Brandenburg, der im strengsten Inkognito nach Frankreich gekommen, mit dem Könige über ein Bündniß gegen den Kaiser verhandeln konnte. Dadurch wuchs aber des Letztern Unwillen noch mehr. Kaum sah Schärtlin einen neuen Mordanschlag, den Hans Gücklinger am 11. Januar 1552 auf des Obersten von Konstanz, Bollweil, Anstiften gefaßt, vereitelt, als der Kaiser Demjenigen, der Schärtlin lebendig auslieferte, 4000 fl., Dem, der ihn wissentlich umbrächte, oder davon gute Kundschaft brächte, öffentlich 3000 fl. verhieß. Der Geächtete ließ sich hiedurch nicht beugen; mit großer Mühe sammelte er, der, für Teutschlands Freiheit zu fechten, überzeugt war, acht schwache Fähnlein

Knechte, mit denen er gerne die Elsaßer und Sundgauer überzogen hätte, hätten ihn nicht Basel und fünf eidgenössische Orte abgehalten. Er stieß nun zu dem König gen Toul und bewies sich in dem Kriege als ritterlicher Anführer. Doch erwachte endlich, obgleich ein neuer Mordanschlag gegen ihn entdeckt worden, in ihm der Wunsch nach des Kaisers und Königs Begütigung und der Rückkehr zum heimischen Heerde. Mißvergnügt, daß ihm die Bestallung seiner Knechte geschmälert worden, war er 1553 mit Heinrichs Urlaub nach Basel gegangen und trug geringe Lust, nach Frankreich zurückzukehren. Bey dieser Stimmung Schärtlin's war man kaiserlicher Seits geneigt, sich mit ihm zu vertragen. Er setzte daher die Punkte auf, die er zur Grundlage der Ausgleichung wünschte. Die Forderung, mit dem Kaiser und König ganz ausgesöhnt, und für alle Ereignisse in diesem Kriege unangefochten zu seyn, so wie die Ausdehnung der Versöhnung auf seine Verwandte und Kriegsleute ward leicht bewilligt, aber Anstand erhob sich durch Schärtlins Weigerung, sich von Stunde an gegen Frankreich gebrauchen zu lassen; er wollte dem, welcher ihn in Tagen der Noth mit Ehre aufgenommen, der ihm Gutes gethan und ihn beschenkte, nicht unedel vergelten, auch anerkannte der Kaiser seinen Einwurf, erst nach Jahres Ablauf gegen den König dienen zu können.

der Güter halber verglich man sich auch. Nachdem am 18. Junius 1553 der Aussöhnungsbrief vollzogen worden, forderte Schärtlin von Frankreich Urlaub und Abschied, der ihm ehrenvoll nebst 2000 Sonnen-Kronen und dem Anerbieten ertheilt worden, daß ihm und seinen Söhnen das Reich im Nothfalle eröffnet bleiben soll, wogegen der König erwarte, daß er bey den teutschen Ständen sein und seines Reiches im Guten eingedenk sey.

Schärtlin zog nun, im ganzen Reiche geleitet und zollfrei, wieder mit dem Bewußtseyn nach Hause, der Sache des schmalkaldischen Bündnisses in Teutschland unerschütterlich treu gewesen zu seyn, in Frankreichs Diensten sich von ihr nicht losgesagt, im ganzen Kriege nicht gebrannt, den Adel und den armen Bauer verschont zu haben; denn mit der Pfaffheit übel umzugehen, dünkte ihm Pflicht. Auch die Edleren vermogten damals nicht, aufgeregte Leidenschaften zu zügeln und die neue Lehre durch den Geist hohen Friedens zu adeln. Mit dem Ablaufe des Jahres 1553 wieder eingesetzt in alle Habe und Güter, ward Schärtlin von den Ständen des rheinischen Bundes zum Obersten über zehn Fähnlein Knechte angenommen, auch ließ er sich auf der Augsburger Zubringen gegen seinen Entschluß bewegen, wieder auf zehn Jahre mit ihnen in Dienstes-Verbindung zu treten. Hierauf übernahm er 1556 den Oberbefehl

über die Stände des Landsberger Bundes; es wurde ihm hierüber eine herrliche Bestallung ausgefertigt. Als in Hungarn die Türken glückliche Fortschritte machten, wünschte der Erzherzog den Schärtlin in seinem Kriegsrath zu haben, aber die Angelegenheiten des Bundes und des teutschen Reiches und Abneigung, weil sein Mörder (s. ob.) Bollweil in Hungarn Oberbefehl führte, hielten ihn zurück. Dagegen nahm er für Augsburg acht Fähnlein wohl gerüsteter, auserlesener Knechte, 3500 Mann stark, an, und schlug in der Rosenau das Lager. Erst im Jahre 1557, in dem er die Herrschaft Hohenburg mit Bissingen und Hohenstein um 52,000 fl. erkauft, ließ er sich, nach Ausschlagung der vom römischen Könige angetragenen Obermarschall=Stelle bewegen, ein Kriegsrathamt und den Oberbefehl über ein Regiment von zwölf Fähnlein gen Hungarn zuzusagen.

In schwere Fehde gerieth Schärtlin mit Graf Ludwig von Oettingen. Dieser zerriß seinem Sohne Hans Sebastian einen Vogelheerd. Das war des Spanes Anfang. Die Irrungen stiegen höher; Herzog Christoph von Wirtemberg, von dem Grafen verhetzt, nahm Schärtlin seinen Gnadengehalt von 100 fl. Auch Ludwigs Bruder, Graf Friedrich, ließ sich gegen den Burtenbacher aufreitzen. Von beyden Seiten kam es zu Thätlichkeiten, es sammelte sich Kriegsvolk und die dama-

lige freie Sprache ließ Schärtlin weder in Gedichten noch Schriften ungeneckt. Diese Zerwürfnisse zu enden, erboten sich Herzog Wolfgang, Pfalzgraf, Herzog Albrecht von Baiern mit Herzog Christoph von Wirtemberg, zur gütlichen Handlung. Allein Graf Ludwig, Igel genannt, rückte dem ungeachtet an einem Abend mit vielen Pferden und einigen 100 Bauern auf das Schloß Bissingen und ließ sich mit einigen Reitern Schärtlins in Kleingefecht (Scharmützel) ein. Darauf kam ein Mandat des Kaisers wegen Landfriedenbruches und Haltung zu der Fürsten Vertrag, auch ward ein Tag nach Donauwörth ausgeschrieben, auf welchem Schärtlin mit seinen Söhnen, Vettern und Schwägern und andern Beyständen erschien, die vertragenden Fürsten ihre Botschafter sandten, die Grafen aber ausblieben. Nun entbrannte der Zwist noch heftiger. Am 3. Okt. 1561 kam Graf Ludwig, 1500 Mann zu Roß und zu Fuß stark, mit fünf Stücken groben Geschützes gegen Ludwig von Schärtlin; die Feindseligkeiten dauerten von Morgens 7 Uhr bis gen 6 Uhr Abends. Sebastian Schärtlin sammelte eilends eine Macht, verglich sich mit Ludwigs von Oettingen Brüdern, Friedrich ausgenommen, und zwang jenen dadurch, das Land zu verlassen. Wohl wäre es Schärtlin möglich geworden, mit 7000 Reitern und Fußgängern über die Donau zu kommen, hätten ihn

nicht der Pfalzgraf Wolfgang und der Herzog von Wirtemberg davon abgehalten. Da er sich von allen Seiten ernstlich oder durch Vorstellungen abgemahnt sah, mußte er sich zu einem friedlichen Vereintage zu Donauwörth verstehen. Hier ward beliebt, Schärtlin solle dem Grafen, und da er mit diesem nichts zu thun haben wollte, den zwey vertragenden Fürsten Hohenburg und Bissingen gegen baare 62,000 fl. überlassen. Auch dadurch ward nicht Friede. Erst 1566 kam, während Maximilians II. Reichstag in der Stadt Augsburg, ein Vergleich zu Stande: die Schmähungen zwischen beyden Theilen wurden aufgehoben, die Händel zur Ausführung in ordentlichen Rechten verwiesen und alle Thätlichkeiten untersagt. Der Kaiser forderte hierauf den Grafen und Schärtlin zu sich und legte ihnen auf, einander die Hände zu geben. „Weil Ihr denn, sagte er, Beyde diesen Ausspruch schriftlich angehört habt, so gebühret sich's auch, denselben zu halten und durch Handgebung zu bestätigen.“ Zuerst erwiederte der Graf: „Ich will es gerne thun, sofern es Euer Majestät haben wollen“; — dann Schärtlin: „Allergnädigster Kaiser! soferne der Graf mich und die Meinen auch nicht mit Schlagen, Fangen ꝛc. überlästigt und läßt uns bey Kaiserlicher Majestät Recht bleiben, so will ich um Haut und Haar mit ihm verträglich seyn.“ Hierauf vereinigten Beyde die Hände.

Von diesem Vergleiche hatte Schärtlin bey den Unruhen, welche Wilhelm von Grumbach erregt, aufgefordert von der Stadt Augsburg, schnell für die Sicherheit derselben gesorgt, auch dem Aufruf Herzog Albrechts von Baiern gemäß als Obrister des Landsbergischen Bundes sich gehörig, jedoch mit Verlust, gerüstet. Sodann war ihm von dem Kaiser selbst und durch Herzog Albrecht von Baiern die Würde eines Oberst=Feldmarschalls angetragen. So gegen den Abend seines Lebens geehrt, sah er sich, dem Rufe zu folgen, durch körperliche Schwachheit gehindert.

Die letzten Tage verbrachte Schärtlin ohne große Stürme; die meisten Verdrüßlichkeiten erregten ihm die von Stein zu Jettingen. In seinem Hause hatte er nur noch einen Sohn, der bloß einen männlichen Erben hatte. Daher verkaufte er 1568 die Herrschaft Hohenburg um 102,000 fl., dann Getraide, Hausrath und einige Schulden zu 4780 fl. an Curten von Bömmelburg, in Hoffnung, Münsterhausen und Thannhausen mit den Jagden zu kaufen. Allein da Erzherzog Ferdinand die Bedingung setzte, daß er der evangelischen Lehre entsagen solle, verzichtete er, nahm aber in Augsburg die Baumgartnerische Behausung an einer Schuld um 10,000 fl. an. 1574, als er bereits 78 Jahre zählte, bestallte ihn die Stadt wieder auf Lebenslang als ihren Obristen. Im nächsten Jahre that

er im November einen schweren Fall; seitdem erholte er sich nicht mehr ganz. Am 16. März 1577 zwischen 4 und 5 Uhr, als er eben an dem Tische in dem Zimmer, das er täglich bewohnte, in einem Geschichtsbuche las, traf ihn der Schlag; doch erholte er sich so weit, daß er noch einmal sein Burtenbach besuchen konnte. Am 18. November starb er, der dem Tode oft nahe gewesen, ihn aber nie gefürchtet, sanft. Er war 81 Jahre alt geworden.

Schärtlin war ein ächter Germane. Sein Körperbau war gebietend; sein Harnisch, den man im Zeughause zu Memmingen vorzeigte, (ob er noch daselbst ist, ist mir unbekannt) erregte durch seine ungeheure Größe Bewunderung. Da damals Krieg Ehre und Reichthum gab, so verschmähte er nicht, beyde auf diesem Wege zu suchen. Unbefangen spricht er selbst von jedem Vortheile, den er, der Rüstige, errungen; es will die Tapferkeit nicht ohne Preis seyn. Dabey wahrte er die irdischen Güter nicht allzu ängstlich; wer so oft das Leben daran setzt, kann äußern Glückswechsel ertragen. Er erfuhr ihn im Spiele oft. Persönlicher Muth verfocht damals noch das eigne Recht: deshalb hatte Schärtlin viele Fehden, die wir mehr angedeutet, als beschrieben. Im öffentlichen Dienste wechselte er in den Grundsätzen nicht; als er zu Burtenbach die evangelische Lehre einführte, als er gegen die Türken, im schmalkaldischen Kriege in

Teutschland, dann in Frankreich gegen des Kaisers Partey focht, war er immer derselbe, tapfer, fromm, eingenommen für seines Vaterlandes Freiheit. Die Wissenschaften liebte er: denn sie hatten seine Jugend verschönert; der erste tödtliche Anfall beschlich ihn über dem Lesen. Muthig im Felde, war er zärtlich im Hause. Mit Rührung liest man in seinen eigenen Geschlechts-Nachrichten bey der Entbindung seiner Schwiegertochter, im Jahre 1577, daß die neugebohrne Maria ihren ersten Mehlbrey in dem von ihm erbauten Schloß gegessen. Auch seine Wahlsprüche: der Krieg ist süß für die, welche ihn nicht erfahren (dulce bellum inexpertis), und: der Zorn ist ein Narr, so wie sein gewöhnlicher lustiger Fluch: Potz blau Feuer! zeigen ihn als einen Mann, dessen Ruhm durch Thränen muthwillig Behandelter nie geschmälert ward.

Aus Georg von Frundsberg Leben.

Würdig steht neben Sebastian Schärtlin, geadelt durch dieselben teutschen Tugenden, Georg von Frundsberg, 1475 im Schlosse Mindelheim geboren, vom siebenzehnten Jahre an im Kriegsdienste geübt, für seine Thaten am 12ten September 1504 von Kaiser Maximilian zum Ritter geschlagen. Sein Leben ist eine Kette heldensinniger Verrichtungen. Was aus demselben das Gemüth ergreift und zu gleicher Hingabe befeuert, mag bruchstückweise hier stehen: denn Frundsberg, der Kriegskünstler, verdient einen eignen Aufsatz von eingeübter Feder.

1.

Im italischen Kriege gegen Venedig, in dem Frundsberg diente, war er nie um der Zahl der Feinde willen verlegen. Einmal schlug er mit 1800 Landsknechten 9000 wohlgerüstete venetianische Kriegsleute, dann mit 150 teutschen Landsknechten 1600 Mann venetianisches Landvolk. Auf Ermahnung des kaiserlichen Legaten, des Kardi=

nals, Matthäus Lang, auf den Feind loszugehen, brach auch Frundsberg als Oberster auf. Das kaiserliche und hispanische Volk jagte den Venetianern Anfangs großen Schrecken ein; selbst in die Hauptstadt flogen feindliche Kugeln. Allein Alles ward nun aufgeboten, den Teutschen und Spaniern den Weg zu verlegen und für den erlittenen Schimpf Rache zu nehmen. Bey dem Dorfe Ulmo verlebte das teutsch-spanische Heer Mangel und äußerste Gefahr; der venetianische Anführer, in der Meinung, seines Sieges schon gewiß, ließ Georgen von Frundsberg durch einen Trompeter kund machen: „wolle er mit den teutschen nackten Landsknechten die Wehre ablegen, so sey man bereit, ihm den Abzug aus dem Lande mit weißen Stäben zu gestatten.“ Darauf entgegnete Frundsberg: „Wohl habe er nackte Knaben, wenn aber einer einen Becher Wein im Busen habe, sey er ihm lieber als sein bis auf die Füße geharnischter Feind; noch stehe Alles zum Glücke: viel Feinde, viel Ehre! besser sey es, rühmlich umkommen, als schändlich abziehen“! Wirklich war die Lage der Spanier und Teutschen, als sie das Dorf Ulmo erreichten, die mißlichste: denn von allen Seiten umstand der Feind; nirgends ein Ausweg! Frundsberg war daher mit Andern der Meinung, in der Stille rückwärts aus dem Lager zu weichen, und vor der Hand den Weg nach Bassano zu nehmen

und sich gegen Tirol durch einen Ummarsch nach Verona zu wenden oder auf offenem Felde zu schlagen. Kaum hatten die Venetianer den Abzug erfahren, als sie mit Ungestüm nachsetzten. Am 15. Oktober 1515 kam es zur entscheidenden Schlacht unfern Vicenza, zu deren glücklichen Ausgang Georg von Frundsberg vorzüglich mitgewirkt.

2.

Nach Karl V. Regierungs-Antritt zog Georg von Frundsberg 1519 mit einem Haufen Landsknechte zum Kriege gegen Frankreich in die Niederlande. Des französischen Königs Macht war überwiegend. Als das kaiserliche Kriegsvolk über die Maas gezogen und des Gegners Stärke inne geworden, war Georg von Frundsberg dagegen, sich mit einem so überwiegenden Feinde zu messen. Man vereinigte sich daher zum Abzug, der auch, bey Begünstigung eines Nebels, mit großer Geschicklichkeit bewerkstelligt wurde. Georg v. Frundsberg ließ sich gegen das Fußvolk nichts merken, sondern redete den Hauptleuten und der Mannschaft freundlich zu: man müsse sich jetzt etwas zurückziehen, um den Feind aus dem Vortheil zu bringen und dann im Namen Gottes anzugreifen. Dadurch brachte er sein Volk mit aufgerichteten Fahnen eine gute Strecke rückwärts, ohne daß es den Grund dieser Bewegung wußte; hätte es ihn

geahnet, so würde es die Ordnung verlassen, dadurch den Feind aufmerksam gemacht und sein Verderben herbeygeführt haben. Erst als die Gefahr vorüber war, hieß Frundsberg Alle niederknieen und Gott danken, der ihnen bis auf diesen Tag ihr Leben erhalten. Also hat Ritter Georg des Kaisers Volk aus der Feinde Hände gerettet und vor der Letztern Augen glücklich abgeführt. Er selbst fand in dieser That seine höchste Zufriedenheit.

3.

Nach der Schlacht bey Bicocha in Italien im Jahr 1522 rannte ein französischer Kürassier unter G. v. Frundsbergs Haufen bis in das dritte Glied. Da die Knechte auf ihn losstachen und ihn niedermachen wollten, rief Ritter Georg: sie sollten ihn leben lassen. Hierauf ließ er den Waghals durch einen Dollmetsch befragen: wie und warum er so vermessen unter seine Leute geritten? der Franzose antwortete: er sey von Adel, ihrer siebenzig hätten geschworen, mit ihm loszufallen und den erlittenen Verlust zu rächen, deshalb sey er in der festen Meinung, sie eilten hinter ihm nach, zugeritten. Solcher Tapferkeit halber schenkten ihm Georg v. Frundsberg und Franz von Castelalto ein Pferd nebst einigen Kronen und gaben ihm an den König schriftliches Zeugniß,

„daß er sich ritterlich gehalten und, wenn er es dem Kaiser gethan hätte, zeitlebens in Ehren gehalten werden müßte.“

In der Schlacht von Bicocha selbst rückten die Schweizer auf G. v. Frundsberg an. Da sprach er seinem Fußvolk wacker zu, fiel mit ihm, nach seinem frommen löblichen Gebrauch, auf die Knie und rief zu Gott um Sieg. Gestärkt erhob er sich nun mit den Worten: wohlauf in einer guten Stund, im Namen Gottes! Er selbst mit seinem starken Körper stand zuvorderst in der Schlachtordnung der Landsknechte im ersten Gliede, auf beyden Seiten neben ihm wären seine Hauptleute. Albrecht von Stein, der Schweizer Obrist, mit dem beßten Kern von Hauptleuten und Fähndrichen in den ersten Gliedern, kam von der Höhe der Straße gegen ihn herab; die Schweizer hinter ihm trugen Steine, mit denen sie gegen Frundsbergs Haufen warfen. Der Letztere lag mit niedergelassenen Spießen auf den Knieen, daher die Schweizer, die ihn nicht bemerkten, so hart an ihn drängten, daß beyde Theile von den langen Spießen nicht wohl Gebrauch machen konnten. Arnold von Winkelried, aus v. Stein's Heer, der einst Maximilian gedient und zu Verona gelegen, rief Frundsbergen, als er ihn mit den Seinigen unversehens vor sich erblickte, und ihn erkannte, zu: „alter Geselle! finde ich dich da? du mußt von meiner Hand ster=

ben!“ „Es soll dir, erwiederte Ritter Georg, will's Gott! wiederfahren!“ Hierauf stießen sie mit ihren langen Spießen gegen einander. Frundsberg empfieng im Schenkel Stiche und Wunden, erhielt sich aber dennoch aufrecht und machte mit seinen Hauptleuten die ersten Glieder der Schweizer insgesammt nieder; bis an 5000 der letztern blieben, darunter 22 Hauptleute. So war Frundsberg an seinem Theile siegreich; als aber die andern Feldherren verlangten, er sollte den Schweizern nacheilen und keinen am Leben lassen, wich er nicht vom Wahlplatze, um den Sieg nicht aus der Hand zu geben und etwa durch Vermessenheit Unglück zu erleiden. „Wir haben, sagte er, heute der Ehre genug eingelegt.“

4.

Frundsberg war auch im Glücke eingedenk, daß man selbst gegen Feinde Pflichten habe. Dieses allein gibt der Tapferkeit wahren Werth und unterscheidet sie von rohem kriegerischem Ungestüm. Als nach Vertreibung der Franzosen aus Mailand Genua mit Sturm genommen ward, ließ es Ritter Georg nicht an Mühe fehlen, das teutsche Volk von Unfug und Plünderung abzuhalten, was jedoch unmöglich war. Er selbst nahm als Beute an, was ihm, um den glorreichen Sieger zu ehren, zugestellt ward, den silbernen Scepter, die sil-

bernen Schlüssel des Meeres, die Hauptflagge und andere Kleinodien; sie brachte er in seine Heimath nach Mindelheim.

5.

1525 zog G. v. Frundsberg wieder nach Italien gegen die Franzosen. Auf diesem Zuge focht er mit dem glänzendsten Heldenmuthe an dem Tage, der Franz die Freiheit kostete. Dafür empfieng er auch als Preis das Schwert, welches der König sich hatte vortragen lassen.

6.

Im teutschen Bauernkriege verhütete Frundsberg viel Blutvergießen. Gegen das Landvolk, das sich im Allgäu erhoben hatte und voll Schlaglust war, mahnte er von Gewalt ab und wußte den Haufen auf friedlichem Wege zu zerstreuen. Im Salzburgischen, wo die Bauern und Bergknappen vom Gebirge herab dem Gegner sichres Verderben bereitet, war Ritter Georg gegen des Herzogs Ludwig von Baiern Meinung, zu stürmen. Dieses würde, sagte er, Allen das Leben ohne Ruhm kosten; dagegen gelang es ihm, durch Unterhandlung Eintracht und Ruhe zu stiften. Als Geyßmaier, Secretarius des Bischofs von Brixen, von genommenem Raub und Volk unterstützt, den Vertrag nicht anerkennen wollte, dann sich aufrühre-

risches Volk an der Etsch zugesellte, in Tirol Keckes unternahm, eilte von Frundsberg, als oberster Hauptmann des letztern Landes, auch dahin und verjagte den Geyßmair. So schonend er gegen den Bauer verfahren, erhub sich dieser auch in seinen Besitzungen, das Schloß Mindelheim ward mit Einnahme und Sturm und Georgs Gemalin, Anna, eine Gräfin von Lodron, mit Gefangenschaft bedroht. Aber das Schloß war wohl besetzt und die Bürger der Stadt Mindelheim hielten getreulich zu ihrem Herrn.

7.

Nachdem Franz I. sich im Madrider Vertrag zu harten Bedingungen verstanden, kam es bald 1526 zu einer neuen Ligue gegen Karl V.; sie ist unter dem Namen der heiligen bekannt. In ihr waren auch der Pabst Clemens VII., der belehnte, aber noch nicht eingesetzte Herzog von Mailand und Venedig, später (1527) auch England begriffen. Damals leistete dem Kaiser Georg von Frundsberg stattliche Hülfe. Er, der sieghafte Kriegsmann, zog als General-Capitain des Fußvolks, gegen Italien. Zwar konnten ihm weder der Kaiser noch König Geld geben, aber er entnahm dieses bey den Kaufleuten auf persönlichen Glauben um Zins, verschrieb seine Herrschaft und Güter, verbürgte durch seiner Frau Silbergeschirr

und Kleinodien. Dadurch ward er in Stand gesetzt, 12,000 Mann Fußvolk auszuführen. Viele seiner bestallten Hauptleute hatten auch ihr eigen Geld vorgestreckt. Sein Zug war äußerst beschwerlich; mitten durch die Feinde marschirte er in einem dreyfachen Haufen von 4000 Mann. Endlich wendete er sich in das Land des Markgrafen Gonzaga von Mantua. Hier ward er durch scheinbare freundschaftliche Aufnahme getäuscht, den Betrug aber schnell inne und zog sich aus der Schlinge. Schon schwebte der Untergang fast gänzlich über seinem Haupte; sein Nachtrab wurde von den Liguistischen noch schwer verfolgt. An dem Herzog von Ferrara fand aber von Frundsberg einen Freund des Kaisers. Nun nahm er Rache für des Johannes von Medicis, des obersten Hauptmanns Clemens VII., Trotz gegen die Teutschen. Dieser war nemlich den Kaiserlichen nachgerückt und hatte unter dem noch jenseits der Brücke über den Mincio auf dem Felde hin und wieder zerstreuten Volke große Niederlage angerichtet. Kaum vernahm v. Frundsberg jenseits des Mincio den Lärmen, als eben auch auf dem Flusse sein Feldgeschütz ankam. Sogleich ließ er die Falconets ausschiffen, von den Büchsenmeistern stellen, richtete und schoß sie selbst gegen den Feind ab. Das zweyte Stück, das über den Mincio die verhängnißvolle Kugel trug, führte diese gegen Johann von Medicis und ver=

setzte ihm eine Wunde am Schenkel, an der er am dritten Tage starb. Dieser Schlag war von den wichtigsten Folgen: denn er lähmte vom Anbeginn der Ligue Stärke.

Die Teutschen litten in diesem Kriege großen Mangel. Kaspar von Frundsberg, Georgs Sohn, mußte das Fußvolk in Mailand auf seine eigne Kosten unterhalten und guter Worte pflegen. Von der Mannschaft, die mit dem Vater nach Italien gekommen, hatte in drey Monaten keiner mehr als drey Gulden bekommen. Der Kaiser schaffte kein Geld herbey, so daß ohne des Frundsbergs Aufopferung und Sorge seine Sachen eine üble Wendung genommen haben würden. Vorzüglich ward der Söldner noch durch Hoffnung auf Beute, vorzüglich in Rom, aufrecht erhalten. Selbst nahe am Ziele brach noch heftige Meuterey aus; der Herzog von Bourbon mußte sich einmal gegen die Spanier Nachts in die Herberge Frundsbergs, den er seinen Vater nannte, flüchten und, sein Leben zu retten, sich in einem Stall unter Stroh verbergen. Die teutschen Hauptleute mußten Alles aufwenden, ihr Volk zu begütigen. Bey der aufrührerischen Stimmung suchten der Herzog von Bourbon und Georg v. Frundsberg, verderblichern Folgen vorzubeugen, von dem Herzog von Ferrara Geld zu erhalten. Da auch die letzte Hoffnung auf diesen fehlgeschlagen war, ließ Ritter

Georg die Teutschen durch einen Trommelschlag zusammenrufen und einen Ring bilden; in diesen trat er mit dem Prinzen und einigen Hauptleuten und redete ungefähr also: „Lieben Söhne und Brüder! auf Eure Klage haben die Hauptleute und ich mit dem Herzog von Bourbon, kaiserlichen Statthalter, gehandelt, dann haben wir bey dem Herzog von Ferrara dringend um Vorschuß angehalten; es ist aber unmöglich, gegenwärtig Hülfe zu bekommen. Da ich nun Euer redliches Gemüth in aller Noth und Widerwärtigkeit immer willig befunden, so werdet Ihr auch jetzt, wie ich hoffe, von dieser ungestümen Empörung abstehen und von uns Allen Schande und Schaden abwenden. Ihr wisset, wie Ihr vor wenigen Tagen mit mir einhellig beschlossen, es wolle Keiner vom Andern weichen, sondern wir wollen bey einander leben und sterben. Dieses nun bedenket. Habet Ihr so lange geduldet, so duldet noch eine kleine Zeit, lasset Euch nicht verführen, nicht in das Unglück stürzen, sind wir doch auf dem Wege, des Kaisers Feind, den Urheber des Krieges, zu suchen, in Rom unsern Sold zu holen, Ehre und Güter zu gewinnen. Näher liegt keine Rettung; allzu weit ist der Kaiser entfernt. Zudem wollen sich hier der Herzog von Bourbon und der Prinz von Oranien gegen Euch mit mir und alle Hauptleute verbinden und verpflichten, daß Euer Rückstand binnen

Monatsfrist abgeführt und, was inzwischen wir und alle Hauptleute bekommen, Euch Allen gemein seyn soll, so daß wir Euch Alles darstrecken und Jeder seine Habe mit dem getreuen Bruder theilt. Dagegen bedenket aber auch, Ihr lieben Söhne und Brüder! wie es uns ergehen würde, wenn wir uns spalten, wenn wir uneinig bleiben und der Beständigkeit unter einander entsagen würden. Allenthalben von starken Feinden umgeben, würden wir diesen in die Hände gerathen, und insgesamt zu Grunde gehen; bey brüderlichem Zusammenhalten haben wir aber von Gott Sieg zu erwarten."

Fruchtlos sprach Frundsberg mit Herzlichkeit und Wärme, fruchtlos bemühten sich der Prinz von Oranien und andre Hauptleute, die Haufen zu besänftigen; taub gegen alle, noch so eingreifenden, Vorstellungen, rief die Menge immer nur: Geld! Geld! wollte ihre Spieße niederlassen und gegen die Obersten wenden. Es hatte Hr. Ritter Georg unzähligemal harte feindliche Noth bestanden und er war ihr durch Vertrauen und Muth entronnen; ihn, den bis jetzt Unüberwundenen, besiegte seines Volkes Undank. Als er dieses wild aufbrausen sah, da versagte ihm, der seine Mannschaft so treu in seinem teutschen Herzen getragen, der Alles für sie gethan, und Alles mit ihr getheilt, die Rede, kraftlos mußte er sich auf eine Trom=

mel niederlassen, die ihm ein Trommelschläger hinstellte. Nun drangen die Hauptleute und die Obersten der Ritterschaft, die in den Ring getreten, nochmals in die Menge, „ihrem Vater nicht solchen Unmuth zu machen.“ Lieben Brüder! sprachen sie ihnen zu, ziehet ab in Eure Häuser, verhaltet euch ruhig, so wollen wir sehen, was in diesen Sachen noch zu thun ist. Als die Knechte hierauf den Ring geöffnet, ward Frundsberg auf den Esel, den er gewöhnlich ritt, gehoben und in seine Herberge gebracht. An der Tafel, zu der seine Hauptleute freien Zutritt hatten, brachte er kein Wort hervor; man suchte ihn durch Zureden zu ermuntern, aber seine Stimme war verfallen. Als er sich nach Tisch an das Kaminfeuer stellte, ergriff ihn plötzlich ein so heftiges Fieber, daß man ihn zu Bette führen mußte. Darüber breitete sich unter seinen Hauptleuten große Traurigkeit aus; manches Auge füllten Thränen. Nach einigen Tagen erholte sich Ritter Georg einigermaßen, so daß er seine Augen aufheben, die Hauptleute unterscheiden und etwas reden konnte. Hierauf ermahnte er den Herzog von Bourbon: „er solle mit dem Kriegsvolk von dem vorgenommenen Zug nicht abstehen, sondern vorwärts eilen, er empfehle sie Gott, nachdem er das Seinige gethan und nichts mehr vermöge.“ Dann übertrug er Konraden von Bemmelberg, der kleine

Hesse genannt, den Haufen. — Frundsberg ward nun auf dem Po nach Ferrara gebracht, wo er vom Herzoge freundschaftlich gepflegt und oft von ihm selbst besucht ward. Sein Sohn unterstützte ihn zwar oft mit Geld, so daß er selbst große Almosen austheilen konnte; doch beunruhigten ihn die Gläubiger und Kaufleute, denen er sein Silbergeschirr versetzt, und eintretender Mangel an Baarschaft. Da ihm der Rückweg nach Teutschland versperrt war, mußte er in Ferrara ein ganzes Jahr stille liegen, bis Herzog Heinrich von Braunschweig nach Italien kam. Dadurch erhielt er Gelegenheit zur Rückkehr nach Mindelheim. Noch vor dieser hatten Kaiser Karl und König Ferdinand nochmals seinen Rath und seine Hülfe angesprochen. Er entschuldigte sich und drückte sich freimüthig über die großen Opfer aus, welche er schon dargebracht: „er sehe, schrieb er dem König unter Anderm, wie viele ursprünglich Arme zu großem Reichthum, zu Gewalt und Herrschaft kommen, da er hingegen von seinem väterlichen ererbten Gute Nachtheil und Anfechtung von den Gläubigern tragen müsse 2c.“

Nach Georg von Frundsbergs Ankunft in Mindelheim traf auch sein tapferer Sohn Kaspar, bisher Oberster über das teutsche Fußvolk in Mailand, ein: denn der jüngere Sohn, Melchior, der mit seinem Vater gen Italien gezogen, war im

zwanzigsten Jahre zu Rom gestorben. Der ritterliche Georg starb nach 8 Tagen in seiner Heimath; oft hatte ihn der Glanz des Sieges umstrahlt, aber als seine Kraft gebrochen und ihm für große Dinge herber Undank geworden, erkannte er die Nichtigkeit alles Menschlichen und insbesondere des Ruhmes im Kriege. Von dem letztern, pflegte er gegen das Ende zu sagen, sollten Jeden drey Dinge abhalten: das Verderben und die Unterdrückung der armen unschuldigen Leute, das unordentliche straflose Leben des Kriegsvolks, dann der Undank der Fürsten, bey denen die Ungetreuen zu Ehren kommen und reich werden, die Wohlverdienten unbelohnt bleiben. Auch hatte er nach der Schlacht von Pavia ein Liedlein gemacht, das er sich, vorzüglich wenn er mit Hauptleuten oder andern Gästen lustig war, oft mit vier Stimmen oder unter Instrumenten = Begleitung vorsingen ließ:

Mein Fleiß und Müh
Ich nie hab gespart
Und allzeit g'wart'
Dem Herrn mein
Zum Besten sein,
Mich g'schickt hab dreyn,
Gnad, Gunst verhofft,
Doch 's Gmüth zu Hof verkehrt sich oft.

Wer sich zukaufft,
  Der lauft weit vor
Und kümpt empor,
  Doch wer lang Zeit
Nach Ehren strept,
  Muß dannen weit,
Das thut mir ant,
  Mein trewer Dienst bleybt vnerkannt.

Kein Dank noch Lohn
  Davon ich bring,
Man wigt mich ring
  Und ist mein gar
Vergessen zwar,
  Groß Noth und G'fahr
Ich b'standen hab,
  Was Freud soll ich haben drab?

Georg v. Frundsberg starb 1529 am 20. August, 54 Jahre, 10 Monate, 27 Tage alt. Von seinem Fußvolk waren 1530, bey Ausbezahlung des Soldes, kaum 1500 Mann übrig. Der tapfre Sohn Georgs, Kaspar, erreichte nur ein Alter von 36 Jahren.

Erinnerungen
an
Friedrich Heinrich Jacobi.

Dieß Buch und seine künftigen Jahresbrüder sind Teutschlands Ruhm geweiht. Was in diesem, von edlen Völkern bewohnten, von Gott vielfach gesegneten Lande, hie und dort, ehmals und jetzt, Rühmliches und die Menschheit Ehrendes geschah, was als Denkmal teutscher Kunst und Sitte dasteht, hat Anspruch auf einen Platz in diesen Blättern. Und so wollte der patriotische Herausgeber seinen Armin nicht beginnen lassen, ohne dem Andenken eines edlen Mannes zu huldigen, der Teutschland zum Ruhm gereicht, der in die jetzige große und schöne Zeit desselben herein lebte, und der, obgleich auf das Vielseitigste ausgebildet, doch mit seiner ganzen großen Seele diesem Lande anhing, von der lebendigsten Achtung für dasselbe, dessen Sprache, dessen Sitten, dessen Völker und Fürsten erfüllt war.

Es ist hier sein Bildniß *) beygefügt, an welchem die Künstler mit Liebe gearbeitet haben; — und so schließt sich dieser Erweis von Achtung an die übrigen an, die dem verehrten Manne gleich in dem ersten Jahre nach seinem Hinüberschlummern zu Theil wurden.

Denn schon die Festlichkeit, mit welcher zu München seine verweslichen Reste der Erde anvertraut wurden, zeugte von der innigen Verehrung, deren er in einem weitern Kreise genoß. Noch am Abend seines Begräbnißtages versammelten sich die Studierenden des k. Lyceums an seinem Grabe, an welchem einige Stunden vorher Worte religiöser Erhebung und dankbarer Erinnerung gesprochen worden waren, und feyerten durch Gesang und elegische Töne sein Andenken. — Wenige Tage darauf geschah dieß durch eine Vorlesung in dem Lyceum, und einen Monat später durch eine öffentliche und feyerliche Versammlung der k. Akademie der Wissenschaften. **) — Eine

*) Nach Portraits von Frln. Luise Seidler und Hrn. Tellot, die ihn verehrten, und hier ganz eigentlich mit Liebe gearbeitet haben.

**) Vergl. „Grabesfeyer, am 12 März 1819." 1 Bog., die Rede des O. C. R. Stiller und eine kurze Lebensgeschichte enthaltend. — Die Rede des Prof. Kopp, im k. Lyceum

Denkmünze verewigt seine Züge, nach einem Bildniß von Meisterhand, und trägt sie in Teutschlands weit verbreitete Länder und über deren Gränzen hinaus, und bis zu einer späten Nachwelt. *) — Noch lebendiger, als durch alle diese Huldigungen der Hochachtung und Dankbarkeit, wird dorthin Jacobi's Andenken durch seine unsterblichen Werke gelangen, und durch ein ausführliches biographisches Gemälde, das der Sammlung derselben beygefügt seyn wird. — Hier nur einige Erinnerungen an diesen edlen, hochverdienten teutschen Mann, die denjenigen, dessen

---

gehalten, findet sich in der Zeitschrift Eos (Aprilstücke) abgedruckt. — „Fr. H. Jacobi nach seinem Leben, Lehren und Wirken; bey der akademischen Feyer seines Andenkens am 1. May 1819 dargestellt von Schlichtegroll, Weiller und Thiersch. München, bey Fleischmann, 1819. 103 S. 8.

*) Diese Denkmünze, ausgeführt von dem kön. bair. Münzgraveur Losch, hat auf der Hauptseite Jacobi's wohlgetroffenes Kopfbild nach einer Büste des Bildhauer Tiek. Auf der Kehrseite: Friedrich Heinrich Jacobi, Praeses d. k. Ak. d. W. zu München, geb. d. XXV Jan. MDCCXLIII. gest. d. X Maerz MDCCCXIX; darüber ein Papillon, darunter eine Lampe, erinnernd an Kleists Worte, daß dieser hohe Lehrer der Unsterblichkeit einer von denen war, „deren nächtliche Lampe den ganzen Erdkreis erleuchtet.“ —

Herz für des Vaterlandes Ruhm schlägt, dazu einladen sollen, sich näher mit ihm und seinem Werth bekannt zu machen.

Friedrich Heinrich Jacobi war zu Düsseldorf am Rhein geboren, den 25. Januar 1743. Sein Vater, ein wissenschaftlich gebildeter und durch edle Denkart sich auszeichnender Kaufmann und Fabrikinhaber, gab seinen beyden Söhnen, diesem und dem ältern, Joh. Georg, der sich nachher unter den Dichtern Teutschlands einen unsterblichen Namen gemacht hat, die sorgfältigste Erziehung und eine vielseitige wissenschaftliche Bildung. Ueberdieß herrschte in dem väterlichen Hause ein rein-religiöser Sinn, der das ganze Zusammenleben der Familie sittlich veredelte und die zärteste Anhänglichkeit der Glieder derselben untereinander zur Folge hatte. Der ältere Bruder Joh. Georg, begabt mit einer leichtbeweglichen Phantasie und dem lebendigsten Sinn für das Schöne, bestimmte sich von früher Jugend an der eigentlich literarischen Laufbahn, studierte in Göttingen und Halle Theologie, schöne Wissenschaften und Philosophie und wurde hernach Professor der letztern auf der Preussischen Universität Halle und späterhin zu Freyburg im Breisgau. Friedrich Heinrich, in welchem der ältere Bruder die frühe Neigung zur Erforschung des Woher und Wohin,

des Was und Wie unseres Geschlechts und alles Geschaffenen mit liebender Achtung erkannte und ihm deshalb damals, wie sein ganzes Leben hindurch, mit unbegränzter Ergebenheit anhieng, wurde zur Fortsetzung des väterlichen Berufes bestimmt. Er sollte in Genf die neueren Sprachen und die andern, für den Handelstand im edlern Sinn, so wie er sich in dem Vater selbst darstellte, nöthigen, Vorkenntnisse einsammeln. Aber eben jene Anlage zum Tiefsinn und zur Forschung siegte. Der Besuch der philosophischen Vorlesungen an der Genfer Universität und eine ausgebreitete Lectüre ernstwissenschaftlicher Werke bewirkten eine entschiedene Abneigung von der Berufsweise, die man ihm zugedacht hatte, und der höhere Beruf, den der edle Mensch sich selbst giebt, trat mit ganzer Stärke hervor. Er genoß den Zutritt zu vielen ehrwürdigen Familien jener gastfreundlichen Stadt, und selbst die persönliche Bekanntschaft Bonnets und Voltaires, der damals auf dem benachbarten Ferney lebte. Genug, der Aufenthalt in Genf entschied über Jacobi's künftiges Leben und Wirken.

Ausgerüstet mit mannigfaltigen Kenntnissen kam er zurück; der in jeder Hinsicht edelgebildete Jüngling erwarb sich Achtung und Freundschaft, wo er nur erschien; in Aachen fand er in der durch große Handelsgeschäfte ausgezeichneten Fa-

milie Clermont die edle Gefährtin seines Lebens und schloß schon in seinem zwey und zwanzigsten Jahre eine glückliche Ehe. Er kam dadurch in eine so angenehme Lage, daß er an dem Staatsdienst, in welchen er als Geheimer Finanzrath für sein besonderes Vaterland, das Herzogthum Berg, damals eine pfälzische Provinz, eintrat, nur in so weit Antheil zu nehmen brauchte, als es sich mit seiner Neigung und mit der freiern Thätigkeit seines Geistes vertrug. Er wurde Besitzer des schönen Landsitzes Pempelfort, nahe bey Düsseldorf am vaterländischen Rhein gelegen, und richtete sich so ein, daß er ihn nicht blos die Sommerzeit hindurch, sondern für beständig bewohnen konnte und noch Raum für Freunde hatte.

Wir zeichnen das Bild des, den edelsten Genuß nehmenden und gebenden, Lebens, das Jacobi fast dreyßig Jahre hindurch hier führte, mit den Worten, die von seinen Freunden, deren Erinnerung in jene Zeit hinaufreicht, als treu darstellend erkannt worden sind. *)

„Ein Mann, voll Geist und religiösen Sinnes, nicht den gewöhnlichen Schul- und Universitätsweg teutscher Gelehrten gegangen, in einer selbstständigern Lage, als den mehrsten von diesen zu Theil wird, Besitzer eines angenehmen Landsitzes an dem

*) S. Fr. H. Jakobi nach s. L. L. u. W. p. 10.

vaterländischen Rhein, begabt mit einem gast=
freien, in Mittheilung sein höchstes Glück finden=
den Sinn, Mitbürger einer Provinz, die von be=
triebsamen, wohlhabenden Hausvätern voll nieder=
ländischen Ordnungsgeistes bewohnt wird, in viel=
fachen Familienverbindungen mit den besten unter
ihnen und mit vornehmen Geschlechtern in den be=
nachbarten Aachen, Cleve, Münster, Elberfeld,
Mainz, wohin so wie nach den entlegenern Ham=
burg, Hannover, Göttingen, Braunschweig zu=
weilen Reisen unternommen wurden, in persönli=
cher Bekanntschaft mit ausgezeichneten Männern
jener Zeit, mit Lessing, Gleim, Claudius, Ha=
mann, Herder, Göthe, Wieland, Lavater, Schlos=
ser, Dohm, Johannes Müller, Heinse, Graf
Windischgrätz, Bürger, Georg Forster, Söm=
merring, Hemsterhuis, die zum Theil in sei=
nem wirthlichen Hause frohe Wochen und Monate
zubrachten, — dieser Mann, getrieben von dem
freien Verlangen der Mittheilung seiner Ansichten
der unsichtbaren Welt und ihrer Verbindung mit
der sichtbaren, mußte als Schriftsteller auf eine
unterscheidende Weise auftreten. Woldemar und
Allwills Briefe, wo das Geschichtliche nur die
Hülle der tiefer forschenden Weisheit ist, mußten
in der ernsthaften Lesewelt einen gründlichen Bey=
fall finden, und fanden ihn. Es sind sorgfältig
ausgeführte Conversationsstücke eines Ledüc und

Terburg, die mit ihrem stillen Reiz, mit ihrer feinen Haltung und niederländischen Ausführung nur das sehr geübte Aug ergötzen können, aber dann auch so, daß es immer wieder zu ihnen zurückkehrt. Die Gesellschaft, in die sie uns führen, ist der sittlich schöne, hochgebildete Kreis, in welchem Jacobi wirklich lebte, — der Briefwechsel, der uns da vorgelegt wird, ist ganz dem ähnlich, den Jacobi wirklich führte."

„Dieser ernste, vielseitige, ausserhalb der zünftigen Betreibung der Weltweisheit stehende Mann nahm aus innerm Bedürfniß den lebendigsten Antheil an der tiefen Forschung, die vorzüglich von dem Königsberger Weisen ausgieng und damals die ganze teutsche literarische Welt bewegte; seine Briefe über Spinoza's Lehre, sein Gespräch über David Hume, seine andern kleinen Schriften jener Zeit, Blüthen, hervorgetrieben durch die Veranlassung des Tages in dem edelsten Sinne, — denn jede Erscheinung in der philosophischen, der schönen und der historischen Literatur wurde in diesem Zirkel, den traulichen Briefwechsel mit eingeschlossen, sogleich beachtet, vielseitig und heiter besprochen, beurtheilt, — bereicherten die teutsche Literatur mit einer Gattung von Schriften, an der es ihr noch fehlte; die schulgerechte Gelehrsamkeit sah mit Hochachtung auf sie hin und konnte sie nicht unbeachtet lassen; die gebildeten Männer

und Frauen der höhern Stände vernahmen daraus einen Geist zu ihnen sprechen, dessen Tiefe sie nicht abschreckte, da sie in den Formen seiner Belehrung die Verwandtschaft mit dem edelsten Ton ihrer ausgewählten Kreise fanden, da dieser Schriftsteller das tief inwohnende religiöse Bedürfniß des Menschen, auf welches die Schulgelehrten jener Zeit und die, größtentheils durch Frankreichs damals beliebteste Schriftsteller, gebildeten Weltleute mit einer Art Mitleiden hinsahen, rührend aussprach, — da er, auf eine seltene Weise den Muth des Zweifelns und den Muth des Glaubens in sich vereinte und mit tiefgegründeter Achtung von Spinoza, Hume, Kant, wie von Lavater, Hamann und Claudius redete. Es war nichts Erlerntes und Wiedergesagtes, es war kein Unterricht aus zweyter Hand, den beyde, unpartheyische Gelehrte und hochgebildete Weltleute, hier fanden; es war das Ringen eines selbstständigen Geistes nach Wahrheit, nach Beruhigung, wie sie es bey denen, die von Amtswegen sprachen und schrieben, nicht gefunden hatten."

„Es ist unmöglich, die Art des Forschens, welche diese hohe Wirkung hervorbrachte, treffender zu schildern, als es Leibnitz in einem Bekenntniß von seiner Studienweise thut. Was jener große Denker in dieser Hinsicht sagt, kann auch von Jacobi gesagt werden, welcher, obwohl mit beschei-

denem Sinne, in einem 1788 an Georg Forster, auch einen Autodidacten, geschriebenen Briefe, diese Aehnlichkeit anerkennt.“ *)

„Zweyerley, sagt Leibnitz, ist für mich von großem Nutzen gewesen, einmal daß ich fast ganz Autodidact bin; zweytens, daß ich in jeder Wissenschaft, so wie ich sie nur angriff und kaum das Bekannte darin aufgefaßt hatte, alsbald auf Neues ausging. Dadurch habe ich zwey Vortheile gewonnen; den einen, daß ich den Kopf nicht mit unnützen, nur wieder zu vergessenden Dingen anfüllte, die, mehr auf das Ansehen einzelner Lehrer, als auf Gründe gestützt, angenommen werden; den andern, daß ich nicht eher ruhte, bis ich jeder Lehre in ihre Fäden und Wurzeln nachgeforscht hatte, und auf die Grundsätze selbst gekommen war, von wo aus ich das, was ich eben behandelte, auf eigenem Wege und durch eigne Forschung finden konnte.“ — Zu dieser Bildungsweise kam noch eben jener einfache und doch mannigfaltig verschlungene Verkehr mit ausgezeichneten Personen der gelehrten, der praktischen und vornehmen Stände, der von den kleinen Eifersuchten des Zunftgeistes entfernt war und den allseitigen Werth vorzüglicher Denker richtiger bestimmte,

*) Jacobis Werke. III, 517.

als es in blos literarischen Zirkeln oder in den zeitigen beurtheilenden Blättern geschehen konnte."

Dieses Bild einer liebenswürdigen Familie, in welcher der Geist vielseitiger Wissenschaft und Kunst, hoher Sittlichkeit, veredelter Geselligkeit, ernsten Strebens nach Beruhigung über die höchsten Interessen des Menschen, einheimisch war, an deren Spitze ein edler Hausvater stand, von dem Alles dieses ausging und der durch diese besondere Lage den schönen Einfluß auf das Zeitalter gewann, der ihn auszeichnet, — bleibt durch Jacobi's Schriften, besonders durch die Briefsammlungen, von ihm und andern veranstaltet, vor das Auge derer, die nicht lebendige Erfahrung davon haben können, hingestellt, ein Bild, das auch die nach uns Kommenden noch mit inniger Theilnahme betrachten und sich daran erfreuen werden.

Viele von Jacobi's edelsten Freunden lebten in Hamburg und Holstein. Als daher die kriegerischen Unruhen in Folge der französischen Revolution sich an den Rhein erstreckten und namentlich Düsseldorf, als Uebergangspunkt, häufigen Schrecken ausgesetzt war, folgte er dem innern Zug und der Einladung zu seinen dortigen Freunden. Er verlebte nun zehn Jahre in Hamburg, Wandsbeck und Eutin, in welch letzterem Orte er sich häuslich einrichtete. Viele der berühmtesten dortigen Gelehrten, Klopstok, Claudius, Gerstenberg, Stol-

berg, Voß, Nicolovius, Reimarus, Büsch, Ebeling, Baggesen, Reinhold, Niebuhr, — viele durch hohe Bildung sich auszeichnende Familien, wie die der Grafen Schimmelmann, Stolberg, Reventlau, Reimarus, Siveking, Reinhart, Puhl, Perthes u. a., zum Theil schon vorher seine Freunde, wurden aufs engste mit ihm und seinem gastfreundlichen Hause verbunden, und die schöne Gewohnheit wissenschaftlicher Geselligkeit, die Pempelfort ausgezeichnet hatte, setzte sich hier fort. Dazu kam, daß jene Gegenden damals der Zufluchtsort mancher bedeutender Männer Frankreichs wurden, welche die wandelbare Gestalt der Revolution bedrohte oder verdrängte, wie Dümouriez, Dümas, Quatremere de Quincy, u. m. Besonders dieß letztere vermochte Jacobi, in einer der ruhigen Pausen jener Zeit eine Reise nach Paris zu machen, wo er den Schauplatz der Revolution näher kennen lernte und von den Hauptmännern der Literatur auf eine ehrenvolle Weise ausgezeichnet wurde. Er war vom Anfang an ein aufmerksamer Beobachter der französischen Revolution gewesen; seine Bekanntschaft mit vielen, welche zum Theil als wichtige Personen darin aufgetreten waren, mit Sieyes, Portalis, Frau v. Stael, Suard, Morellet, gab ihm jetzt eine anschaulichere Kenntniß dieser verwickelten Erscheinung. Da es vom Anfang an der Revolution an weisen und

starken Führern gemangelt hatte, und bald wilde Leidenschaften das Regiment an sich rissen, so hatte Jacobi längst kein nahes Glück für die Menschheit von dort aus erwartet. Jetzt war er Augenzeuge, wie sich auf den Trümmern eines, nach falsch-philosophischen Ideen aufgeführten, Gebäudes ein kriegerischer Despotismus ausbildete; er sah kein Glück für das Geburtsland desselben, für die Nachbarstaaten und für die Welt, so lange dieser herrschen würde. Er hatte bey der ganzen Lauterkeit seines Wesens dieser Ueberzeugung kein Hehl, und dieß brachte in jenen Zeiten der auflauernden Verläumdung manche trübe Stunde in sein stilles Leben. Aber es ist ihm noch das Glück zu Theil geworden, den Sturz der Eroberungssüchtigen Willkühr zu erleben, und die ersten Strahlen einer aufgehenden bessern Zeit sind noch auf sein ehrwürdiges Haupt gefallen. —

Jacobi hatte schon den Plan gefaßt, den Rest seines Lebens, da schon seine Kinder wieder zu selbstständigen Familienhäuptern geworden waren, mit zwey Schwestern, die ganz seiner Pflege sich gewidmet hatten, in dem freundlichen Holstein zuzubringen. Ein Zusammenfluß von Umständen änderte diesen Entschluß, besonders der, daß sein alter Freund, H e i n r i c h S c h e n k, jetzt in München lebte, und als ein wirksamer und hochgeachteter Geschäftsmann an der Wiedergeburt Bai-

erns thätigen Antheil nahm, die mit Maximilian Josephs Lichtverbreitender Regierung begann. Jacobi zog um das Jahr 1804 nach München. Als 1807 der weise Monarch, nun mit der Königskrone geschmückt und mit der Verehrung Aller, denen Teutschlands Hoffnungen am Herzen lagen, ausgezeichnet, der seit fast 50 Jahren bestehenden baierischen Akademie der Wissenschaften einen grössern Umfang der Wirksamkeit zu geben beschloß, ward ihm das Zutrauen, der erweiterten Anstalt als Präsident vorzustehen. Er that es mit der Sorge, ob seine von jeher zarte Gesundheit, die durch ein chronisches Kopf- und Augenweh oft unterbrochen wurde, den Beschwerden dieses, in mancher Hinsicht, mühsamen Platzes genügend seyn würde. Aber sein, im Leben und in der Wissenschaft immer auf das Vernünftige, Billige und Gemäßigte gerichteter, Sinn hat auch in diesem engern Geschäftskreise des Guten Viel gestiftet, und sein durch ganz Teutschland verehrter Name diente dem erneuerten Institute zu einer unvergänglichen Zierde.

Seine Schriften haben wohlthätig auf sein Zeitalter gewirkt und werden von der spätesten Nachwelt noch mit hoher Achtung gelesen werden. Wollte man den Dank, der ihm aus den entferntesten Gegenden von Männern, die ihn nur durch sie kannten, dafür wurde, die Zeugnisse der innig-

sten Hochachtung, ohne Nebenabsicht von den, an Lage und Beruf verschiedensten, Menschen, in vertraulichen Briefen niedergelegt, sammeln, es wäre das schönste Denkmal, das ihm die Zeitgenossen errichten könnten.

Aber daneben wirkte er eben so wohlthätig durch sein tägliches Leben, durch sein Gespräch, seine gesellige und freundschaftliche Mittheilung. Sie werden allmählig dahin gehen, die dessen Zeugen gewesen sind; aber die Wirkung wird bleiben und auf kommende Zeiten übergehen. Was sein, von ihm so hochgehaltener, Freund Herder mit einem sinnvollen Wort die menschliche Unsterblichkeit nennt, dieses stille Fortwirken alles dessen, was mit Vernunft, Billigkeit und Mäßigung gesagt und gethan ward, ist Jacobi's Antheil in hohem Grade und wird noch Segen auf künftige Geschlechter verbreiten.

Das Rot= und Vilsthal in Baiern und seine Bewohner.

(Aus dem Tagebuch eines Reisenden.)

Mit Wehmuth trennten wir uns von dem frischen Grün und den herrlichen Wohlgerüchen der romantischen Thäler des baierischen Hochlandes. Wer einmal in den heitern reinlichen Dörfern und unter den muntern biedern Gebirgbewohnern einige Zeit zugebracht hat, kann sich kaum mehr der Sehnsucht erwehren nach jenen Alpenhöhen, hinter denen sich Felsengestalten erheben, die uns aus ihrer düstern Ferne mit unnennbarer Gewalt anziehen, als wollten sie uns Geheimnisse entgegentragen, die sie aus der ernsten Vorzeit in sich bewahren. Immer schweben dem Gemüthe jene Tage vorüber, die wir entweder an den schimmernden Seen, oder in den gartenreichen Fluren am Fuße der Hochgebirge zubrachten, aus welchen die Abendlüfte an uns vorüber zogen, als schwebten ferne die Ossianischen Geister an dem Felsendunkel hinauf. Wir eilten die Residenz und Landshut vorüber. Wir waren dem Donaulande nahe, das durch seine Schönheit und den Reich=

thum, welche in diesen blühenden Gauen sich entfalten, das Auge und das Herz gleichfalls entzücken. Wir sahen das ehrwürdige, stolze Regensburg mit seinem Dom aus dem schönen baumreichen Donauthale, welches Fürst Dalberg immer mit einem der reizenden Rheinthäler verglich, hervorschimmern, nicht ferne die Bergruine Donaustauf, wohin der Fürst von Taxis unter freundlichen Anlagen einen angenehmen Weg bahnen ließ. Etwas tiefer aus den Waldhügeln hervor prangt die hohe Burg Brennberg, auf welcher uns der Stolz anwehte, mit welchem sich noch ihre felsenfesten Thürme weit in das Land hinaus erheben. Hier brachte einst die unglückliche Helika ihre Jugend zu, welche ein Opfer des raschen eifersüchtigen Ludwig des Strengen geworden. Hier herrschten die mächtigen Auer, die Schirmer Regensburgs, und die Brennberger, die Stifter der nahen Abtey Frauenzell. Aus der weiten Ebene glänzt das liebliche Straubing entgegen, das wegen der vielen ehmaligen Klöster, Stiftungen, und seiner Denkmale ein zweytes Sevilla genannt werden könnte. Nicht weit davon ragt das mächtige Hohenbogen neben der Donau empor, in welchem einst der edle Herzog Ludwig von der Anmuth der schönen Ludmilla gefesselt blieb: jetzt glänzt eine schön gezierte Wallfahrtskirche in die Fernen hinaus und gibt der Gegend Leben und Ge=

werbe. Unten im Thale liegen die ehemaligen Stifte Ober- und Niederalteich mit ihren prachtvollen Kirchen. Wir bestiegen darauf das ehemalige herzogliche Naternberg, und traten dann in dem freundlichen, gewerbreichen Städtchen Deggendorf an der Donau ein: auf dem Hügel ist kaum mehr eine Spur der alten Degenberger-Burg sichtbar. Wir wanderten durch dieses äußerst fruchtbare und romantische Land der Donau mit dem fröhlichsten Entzücken, da jeden, dem die vaterländische Geschichte nicht fremd ist, besonders von der alten herzoglichen Stammburg Vohburg an, wo einst die schöne Agnes Bernauer duldete, über Abach, wo der alte Burgthurm noch an die Kaiserin Kunigunde und den ritterlichen Heinrich erinnert, und so weiter der Donau entlang, die Vorzeit aus Burgen, Alterthümern, Abteyen, Stiftungen, Volkssagen und Volksgesängen wunderbar anspricht, und anderseits man auf den gesegneten, in ihrem Blüthenreichthum schimmernden Ebenen unzählige Kirchen aus den freundlichsten Dörfern hervorblinken sieht. Der Zauber, von welchem man auf der Donaufahrt von Deggendorf bis gegen Passau, wo einst Roms Zerstörer Odoaker auf seiner Wanderung nach Italien vor des frommen Severin's Hütte bettelte, ergriffen wird, ist kaum zu beschreiben. Das Gemüth, angeregt durch die heitersten Lüfte, welche über den überraschendsten

Abwechslungen der romantischen Gebilde in der Gegend hinwegschweben, wird immer mehr durch den Farbenwechsel der Fluren und den Gesang der Nachtigallen und anderer Singvögel aus den Ufergebüschen in eine seltne Stimmung von Entzücken versetzt.

Dieser herrliche Horizont des Unterlandes erinnerte lebhaft an jene Gegend, welche von Neustadt an der Aisch über Kitzingen und Schweinfurt neben dem Main bis Bamberg und weiter hin, wo die Ruinen der Babenbergerburg mit ihrem Hügelzug das fröhliche Auge hemmt, sich eben so reich an Schönheit und Fruchtbarkeit ausdehnt, und wir möchten unsere Donaugefilde als ein Wiederbild von jenen vergleichen. Wie dort die Mainhügel noch mit ihren Weinreben prangen, so schwangen vor mehrern Jahrhunderten dieselben ihren Duft von den Donauhügeln hernieder, wo jetzt Waizen und Korn die Abhänge mit ihrem Golde zieren, und wie dort den duftenden Weinhügeln gegenüber die Flächen dem Wanderer den, auf den gefälligen Ebenen ausgestreuten, Schmuck des Fleißes und der Kultur entgegenhalten, so auch hier in üppiger Fülle der nicht minder freundlichen Natur, welcher die aus den schattigen Gärten hervorblickenden Dörfer mit ihrem Geräusche der Munterkeit erst recht zur Zierde dienen.

Aus dem Flußthale, in welchem das alte Passau an die Bergrücken sich schmiegend, und von seinen drey Flüssen, die es umarmen, geschützt, seit dem Ungestüme der Völkerwanderung die Stürme der Zeiten vorüberrauschen sah, eilten wir zurück, in den Thalgrund, welcher durch die Pracht des ehemaligen Klosters Fürstenzell eine überraschende Haltung gewann, besuchten das nahe stille Schwefelwasserbad, und waren nun in dem Rotthale, und dem Vilsthale nahe, der Heimath des heldenartigen Plinganser, und jener unerschrockenen Jugend, welche unter dem geächteten Max Emanuel die Waffen ergriff, um den theuren Namen des Vaterlandes, die Rechte ihres Monarchen, und den alten Ruhm zu retten gegen die Fahnen Oesterreichs, die damals die Farben der vaterländischen für immer auszulöschen versuchen wollten.

Bezeichnen uns angenehme Schriftsteller manche Thäler Frankreichs, auf welche ein steter Frühlingshimmel seinen Aether herniederhaucht als ein paradiesisches Gelage, so könnte man diese unsere Thäler beynahe eine baierische Provence nennen, so viel es nämlich der Charakter einer teutschen Natur erlaubt. Zwar sind hier keine Haine von Oliven, kein solcher glühender Hauch, der seine mit den lieblichsten Strahlen geschwängerten Lüfte auf die weichliche und anmuthige Vegetation aus-

streut; allein im Hintergrunde durch Böhmens Grenzgebirge in eine äußerst romantische Haltung gebracht, ist hier die Gegend ein beständiger Garten, der, durch den Wechsel von herrlichen Blumenauen und prangenden Gefilden durchschnitten, von schimmernden fischreichen Bächen durchströmt, überall von grünenden Abhängen umarmt wird.

Die Tracht der Bewohner, besonders der Mädchen, ist eben so ausgezeichnet: im Rotthale mit den hell- oder dunkelblauen Strümpfen, den leichten, mit blauen Bändern geränderten, Röckchen bis an die Kniee, den Busen von einem niedlichen Tuche umgeben unter einem dunkelfarbigen Leibkleidchen, an dessen obern Theil sich der gefaltete Hemdkragen entwikelt, die Haare frei um den Kopf gewunden, tragen diese schlank gestalteten Mädchen ihre Früchte, mit munterm Wesen und Gesang, mehrere Stunden weit in die Märkte oder nach Passau, und erinnern an jene fröhlichen Mädchen mit den rothen Capulets auf dem Kopfe in dem Campanerthale an den Pyrenäen. Im Vilsthale unterscheidet sich die Tracht der Mädchen dadurch, daß sie ihre Röckchen etwas länger, und einfacher tragen, und die Haare meistens mit rothen oder blumengewebten seidenen oder feinwollenen Tüchern umwunden halten, welches man auch häufig unter den Rotthalerinnen bemerkt, und was den größtentheils schönen Gesichtsbildun-

gen eine fanchon-artige Freundlichkeit gibt. Ein alter Maler behauptete einst, man müsse, um eine Madonna zu malen, in diese Thäler gehen, und hier die schönen Bilder entlehnen. Uebrigens tragen sie sich bey öffentlichen Festen so angenehm, daß man ganz von der schön gewählten und originellen Tracht eingenommen wird, unter welcher die Reitze einer unverdorbenen kräftig und schön aufblühenden Natur ausgegossen sind. Die Männer und Jünglinge in diesen Gauen sind die rüstigsten und die stolzesten des Unterlandes. Bey Festen tragen sie lange hellblaue Röcke, hohe, etwas zugespitzte, runde Hüte, um den Leib einen mit allerley Verzierungen durchstochenen, breiten Gürtel, mit silberner Schnalle, sonst tragen die Bursche lange Beinkleider mit husarenartig gebildeten kurzen Leibchen. Die Jugend ist äußerst frisch, munter und ungestüm. Trotz und Rauflust mit einem äusserst reitzbaren Ehrgefühle sind in jedem ihrer Verhältnisse vorwaltend, wobey Unerschrockenheit ein Hauptzug ist. Offen und gerade in ihren Aeußerungen und heftig, überrascht ihr Wesen jeden Fremdling, der sie bey Feierlichkeiten oder Zusammenkünften gewahrt. Bey den Militär-Conscriptionen drängen sich die Gewählten mit einem rauschenden Jubel, man darf sagen, mit einer übermüthigen Ausgelassenheit in die Reihen, und fordern immer Musik. Das Regi-

ment, in welchem meistens die Jünglinge dieser Gegend dienen, ist bekanntlich immer eines der schönsten und ausgezeichnetsten. Wie sehr sie auf den Ruf ihres Ruhmes halten, mag folgendes Beyspiel dienen. Im ersten französischen Feldzuge trug der Feldmarschall Fürst von Wrede den Grenadieren des Regiments auf, eine Anhöhe so lange als möglich gegen den Feind zu vertheidigen. Allein die immer mehr anwachsende Masse des Feindes umrang und zwang sie, ohngeachtet der hartnäckigsten Ausdauer, zu weichen. Erzürnt, daß sie nicht eher starben, als wichen, ließ ihnen der Oberfeldherr die rothen Huppen von den Casquets nehmen, und übergab sie den jüngsten Kriegern des Regiments, damit diese in den Tornistern sie bewahren sollten, bis die Grenadiere sich deren wieder würdig machten. Der Eindruck dieses Befehles war unbeschreiblich. Nachhin bey der Bestürmung von Bar-sur-Aube ritt der Feldmarschall zu diesen Grenadieren, welche mit ernsten und tiefgesenkten Blicken vor ihm stunden. „Dort, in Bar-sur-Aube, holt wieder eure Huppen!“ rief er, und befahl ihnen, den Sturm zu beginnen. Mit unaufhaltsamem Ungestüm stürzten diese Krieger fort, sprengten die Barrieren, warfen alle Gegner vor sich hin, und drängten sich mit unbeschreiblicher Wuth so weit vor, daß sie fast alle in dem Getümmel des Kampfes fielen.

In diesen Jünglingen ist eine solche Fülle der Kraft, daß selten Zusammenkünfte sind, wo nicht Herausforderungen zu Raufereyen vor sich gehen. Es ist noch nicht lange, daß sie unter den freundlichsten und lebhaftesten Gesprächen in einem Wirthshause sich gemeinsam verabredeten, das ganze Haus zu schließen, jeden Fremden zu entfernen, und, wie sie sagten, ihrem Blut eine Kühlung zu geben. Sie sperrten Fenster und Thüren, zogen eiserne Ringe mit Kreuzspitzen an die Finger und sich vorher noch grüßend, stürzten sie im Dunkel auf einander los, daß der Kampf von solcher Heftigkeit wurde, daß die Nationalgarde des Orts mit Gewalt die Ruhe herstellen mußte. Sie haben eigene Trutzlieder, die sie bey Lustgelagen nur singen dürfen, damit sie als Zeichen des Streites dienen. Z. B.

Rafts Bubn, rafts, s'Madel ists werth,
I gib ihr a Schmazerl, so oft sie's begehrt.

I bin von Pfarrkircha, a lustiga Bue
Kuragi wie Teufel, und Geld hab i gnue.

Dieses ist einer der anzüglichsten Gesänge, wodurch den andern gewissermaßen zu verstehen gegeben wird, daß sie weit hinter ihm sind; oder was schnell erzürnt:

Frisch auf und frisch a
Sind wir (Dorfname) a keck,
Frisch auf und frisch a,
Die andern sind Dreck.

Auch:

Zwoa Hirschl, thun laufa,
Zwoa Hunderl thuns jagen
Zwoa Buebn thun raufa
Wolln ein Maderl gar habn.

In einigen Orten ist es zur Sitte geworden, daß kein Jüngling mit einem Mädchen tanzt oder liebkost, ausser sie war Mutter geworden, wodurch sie zeigt, daß sie gebähren könne. Welches Selbstgefühl der Kraft, welche überschwengliche Lust und sprühende Gewalt in den Adern dieser Bursche sich bewegt, kann man aus allen ihren Liederchen erkennen, welche sie unermüdet, und bey Tanz und Frohsinn hundertweis singen, wovon nur einige hier den Ausdruck bezeichnen mögen.

Und a Büchserl zum Schießn
Und an Stoßring zum Schlagn
Und a mordhaftes Dienerl (Mädchen)
Muß a frischa Bue habn.

Gen Berg bin i glaufn,
Gen Thal bin i grennt;
I ha halt mein Dienderl
Am Juschreia kennt.

Und wenn i mein Dienderl seh,
Muß i glei schmuzn: (lächeln)
Es kommt mir grad vor
Wie a Wildpretstuzn.

So wie man im Hochgebirge unsers Oberlandes aus Höhen und Thälern die dort übliche Schwigelflöte allenthalben tönen hört, so wird man hier durchgehends von den sanften Saitenschwingungen der Zither, welche beynahe in jedem Hause gefunden wird, überrascht: besonders an schönen Abenden und in den Stunden der Ruhe spielen die jungen Leute auf diesem Instrumente in ihren Gärten, oder vor den Häusern, und singen dabey die fast, in ganz Baiern üblichen, zweyreimigen Liederchen. Wenn sie hier schon nicht, wie in Italien die Knaben den Taßo, die Lieder unsrer Dichter kennen, so liegt doch in den Ihrigen viel Witz und Sehnsucht, aber auch in vielen, starke Sinnlichkeit. Die Artigkeit gegen die Mädchen bey Liebeserklärungen oder Abschieden su-

chen sie gewöhnlich in ihre Lieder zu legen, und darin ihre Gefühle zu erkennen zu geben. So singt z. B. ein Konscribirter, der zum Regimente gerufen wird, aus der Ferne seinem Liebchen zu:

Dort oben aufm Bergl
Ist a Ackerl voll Rubn,
Dort sitzt itzt mein Dienerl,
Das woant um sein Buebn.

Du herzig schöns Dienerl
Därfst nit a so woan, (weinen)
Wenn i s'Exerzieren kann
Komm i glei wieda hoam. 2c.

Eine der ältesten Sitte konnte bis jetzt weder durch Gesetz noch durch die Wachsamkeit der Gerichte abgewendet werden. Es ist dieses der Hang, zur Nachtzeit sich vor den Fenstern der Liebchen einzufinden. Obgleich diese Jünglinge durch die schwersten Arbeiten während des Tages ermüdet worden, belebt sie doch der Gedanke an ihre Mädchen, die Nacht mit Liebesabentheuern zuzubringen. Um Mitternacht künden sie aus der Ferne vom Waldweg oder aus den Feldern ihre Ankunft durch Jauchzen den Mädchen an. Dann nähern sie sich dem Hause. Man nennt dieses in der Gegend fensterln. Dieses Fensterln hat früher oft durch Eifersucht oder andere muthwillige

Störungen Anlaß zu den blutigsten Auftritten und Verwundungen gegeben. Jtzt wird dieses durch die streifenden Gensdarmen und Gerichtsdiener vermieden, obwohl hie und da noch von ähnlichen Händeln gehört wird. So wie der Liebende an dem Fenster des Mädchens ankömmt, beginnt er, seine Wünsche dem Gesange anzuvertrauen, worauf das Liebchen auf gleiche Weise erwiedert. Ein solches Wechsellied mag den Inhalt und die Art ihrer Liebes-Unterhaltung am besten bezeichnen.

Er. Dienderl, bist stolz oder kennst mi nit,
Oder ist dös dein Fensterl nit?
Sie. J bin nit stolz, i kenn di schon,
Du bist verliebt, i kenn dir's on.
Er. Daß ich verliebt, das macht der Sternenschein,
Dienerl, steh auf und laß mich ein.
Sie. J steh nit auf, i laß di nit ein,
Du könnst heut Nacht mein Unglück seyn.
Er. Bin i dein Unglück oder nit
Meine Lieb weicht von dir nit,
Sie. Aepfel sind süß, sind Stengel dron,
Bueben sind falsch, das woaß ma schon.
Er. Kirschen sind süß, sind Körner drin,
Diendeln sind auch von leichtem Sinn ꝛc.

Und so geht es fort, bis endlich der Schmachtende erhört, oder für dieselbe Nacht abgewiesen

wird. Bey all der lebhaften Unruhe und aufgeregten Sinnlichkeit in der Liebe bemerkt man doch durchgehends das teutsche Gemüth und die sinnigste Sehnsucht, sobald sie nicht durch das Lärmen der Lust und durch den Ungestüm der, in Musik und Tanz bewegten, Leidenschaft überwunden wird. Nach der Schlacht bey Hanau fand man in dem Tornister eines gefallenen Kriegers einen Brief an sein Liebchen. Dieser Brief spricht ganz den Inhalt eines teutschen Herzens aus, wie wir es nur noch aus den Zeiten der Minne kennen. Er verdient, den Lesern mitgetheilt zu werden. Denn so wie die Liebe das schönste Element ist, welches den Mann zu allen Zeiten tapfer und edel machte, so mag dieser Brief zeigen, welche zarte Empfindungen in diesen Thälern genährt, in welchen übrigens die Herzen oft von der unbändigsten und ausschweifendsten Lust bewegt werden, weil dort die Natur der Menschen, wie das Rauschen ihrer Eichen und Bäche ist.

Aus dem Lager zu Than.

„Einen Freudengruß, der in dein
Und mein Herz soll hinein.
Hier liegt ein Gruß begraben
Zwischen zwey güldenen Buchstaben.
Der eine heißt ein Härlein fein,
Ich kann nicht bey dir seyn.

Der andre heißt Samt und Seiden,
  Mein Schaz soll andre Liebste meiden.
Fahr hin, mein Herzfreund, liebs Brieflein, du
  Und sag es meinem Liebchen zu.
Dein Mündlein roth und weiß
  Ist geziert mit ganzem Fleiß.
Der Himmel grüß dich, du edles Blatt,
  Meine Augen sahen dich nimmer satt
Gleich einem viel grünen Klee.
  Nach dir thut mir mein Herz nur weh.
Ich wünsche dir so viel gute Tag und Augenblick,
  Als ich zu Nacht Stern am Himmel erblick.
Ich wünsch dir ein schönes Haus,
  Mich hinein und nicht mehr raus.
Von Kristall soll seyn unsre Thür,
  Und von Blümlein ein Stiegel dafür.
Von Samt und Seiden mein
  Bett, das wäre dein
Zarter Leib; weil wir zwey leben auf Erden,
  So wünsch ich, daß du mein eigen sollst werden.
Sitz ich beym Essen, oder soll ich exerziren,
  So kann ich mein Herz nicht verlieren;
Wenn ich dich seh in Freuden schweben,
  So regt sich mein ganzes Leben.
Gleichwie der Baum nicht von seinem Ast,
  Also die Lieb nicht von mir laßt,
Bis Herz an Herz geschlossen,
  Pfeil in Pfeil geschossen,

Treu an Treu verknüpft,
Herzallerliebste, verlaß mich nicht!
Fahr hin mein Brieflein und fahr her
Und bring mir einen schönen Gruß mehr.“

Vorzüglich glüht in den Herzen der Männer eine unvertilgbare Vaterlandsliebe, und ihr König ist ihnen das Theuerste, wofür sie auf der Stelle Blut und Leben opfern. Niemand dürfte es in ihren Zirkeln wagen, ein unbesonnenes Wort in dieser Hinsicht zu sagen, ohne nicht im höchsten Grade mißhandelt zu werden, eine Tugend, auf die sie besonders stolz sind, die sie aber auch bey jeder Gelegenheit bewährten. Sie haben auch für diese edlen Gefühle eigene Lieder, welche sie nur bey vorzüglichen Feyerlichkeiten unter sich singen. An den Gebräuchen der Vorzeit hangen diese Bewohner mit besonderer Vorliebe. So muß z. B. bey Hochzeiten ein eigner Hochzeitlader, der zugleich unter der Schmauserey der Lustigmacher ist, an jedem Gasttische Verse deklamiren, welche immer einigen Bezug auf Begebenheiten und Charakterzüge in den geladenen Familien haben, wodurch nicht selten das fröhlichste Gelächter und Gespräch entsteht. Bey Scheibenschießen muß auch der Hanswurst seine Späße treiben, und bey gutem Treffen seine lustigen Sprünge machen. Volksmärchen und Volkssagen aus der Vorzeit vernimmt

man von manchem wackern Greise, welcher mit biederer Gefälligkeit dem Wanderer bey einem alten Schlosse, einer Kapelle, oder sonst bey einem Denkmale den Ursprung oder die Bedeutung erzählt.

Die vielen Obstgärten unter den gutgebauten Ortschaften, den Schlössern und Gehöfen, so wie das schöne Hornvieh und besonders die Pferde sprechen von der großen Betriebsamkeit der Bewohner eben so vortheilhaft, als die gesellige Munterkeit von ihrem Wohlstande. Die ehmaligen Klöster in diesen Gauen, Allersbach, St. Salvator und Fürstenzell mit den herrlichen Gebäuden und Kirchen schmücken den Reiz der Gegend besonders überraschend. Wir versetzten uns ganz in die älteste Zeit, und erinnerten uns bey dem Anblicke dieser gartenähnlichen Auen der Worte Tassilo's, mit welchen er einst den Mönchen die „loca ab antiquo tempore inania atque inhabilia“ übergab. Es ist zwar hier kein Vaucluse, wo Petrarca sang, aber wir dachten, als wir am Eingange einer Eichenhalle auf einem blumenreichen Hügelabhange ein äußerst heiteres Marienkirchlein erblickten, welchem vorüber ein Brunnquell aus dem Schatten sprang, an einige Worte aus den Gedichten unsers unvergeßlichen Balde, mit welchen er so vielmal seine Madonna besang:

„Sende auch mir Entfernten deine Grüße,
Damit sie im tausendfältigen Echo
Durch die stillen Dämmerungen lieblicher Haine
Sich wie freundliche Stimmen begegnen.“

Wir eilten aus diesen schönen Thälern, der alten Burg Ortenburg vorüber, welche einst in diesen Gauen herrschte, nach dem heitern, fröhlichen Deggendorf. An einem prächtigen Morgen wanderten wir durch das unvergleichlich reizende und schattenreiche Mühlthal, welches der Eingang in das sogenannte Waldgebirge ist, zu dem Berg Rusel, auf dessen langem Rücken so eben eine neue Straße nach Böhmen vollendet wurde. Man kann diese, über den hohen, mehrere Stunden andauernden, Berg gebahnte, Straße ein Riesenwerk nennen. Aus den ungünstigsten Tiefen und Schlünden wurden die Strecken heraufgemauert, Felsen gesprengt und geebnet, Abfälle durch trotzende Verhaue und Baue unterstützt, und allenthalben der schwierigste Aufwand von Kunst und Anstrengung aufgefordert. Diese neue Bergstraße ist vorzüglich angenehm zu wandern, da ein kleiner Bergbach mit seinen Krümmungen und Sprudeln zur Seite der Bahn das schauerliche Stillschweigen belebt, und wie ein freundliches Band mit seinem Schimmer sich herabschwingt. Hier sollte dem Könige ein Monument gesetzt werden, da er den un-

sichern, äußerst gefährlichen schmalen Weg in eine der schönsten Landstraßen umschuf, und Gewerb und Sicherheit für diese Gegend gründete. Wir kamen auf die Höhe des Rusel, wo ein einzelnes einladendes Gasthaus sich angesiedelt hat. Man wird durch eine herrliche Aussicht und gute Bedienung entschädiget. Indessen fanden wir hier nicht die Vegetation und den Schwung jener Bergnatur, wie sie in den Höhen des Alpenlandes aus allen Thälern und Felsen rauscht. Wir waren nun auf dem Wege nach Zwiesel und Bodenmais, und so sehr uns die Sehnsucht faßte, die Berg- und Glaswerke dort zu beschauen, erlaubte uns das Ende des Urlaubes nicht mehr, diese vaterländischen Getriebe zu bewundern. Wir stiegen wieder in das schöne Mühlthal zurück, und wanderten der Mitte des Landes entgegen, für welches zu sterben ein Glück zu nennen ist.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Armin Taschenbuch für Teutsche auf d. J. 1821

München 1821

Germ.g. 26 u
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10015215-1